



Informationsschrift der HOG-Heimatortsgemeinschaft Schäßburg e.V. Heilbronn

Schäßburger Nachrichten

Folge 53 – Juni 2020 – 27. Jahrgang

Aktuelles hier und dort

Geschichte, Kulturgeschichte

Brauchtum

Persönlichkeiten

Erinnerungen

Vereinsnachrichten



Wanderlied

Von den Bergen zu den Hügeln,
Niederab das Tal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rat;
Und dein Streben, sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat.

...

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Überall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los:
Das wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Johann Wolfgang Goethe

Das Bild ist Teil des Artikels: Zeitdokumente von hohem ästhetischem Reiz – die kolorierten Glasdias des Gymnasiallehrers Hans Theil von Konrad Klein auf Seite 37

„Abendwerden auf der Detunata Goalä“. Mitglieder des S.T.V. mit seinem Vorstand Hans Theil, der das meisterhaft inszenierte Foto vermutlich mit Selbstauslöser gemacht hatte (1926). Handkoloriertes Glasdias.

©Siebenbürgisches Museum.



Liebe Leser der Schäßburger Nachrichten

In Zeiten der Corona-Pandemie ist Vieles, um nicht zu sagen fast alles, ganz anders. Das öffentliche Leben ist auf ein Minimum heruntergefahren, die Veranstaltungen jeglicher Art fallen weg und gesellschaftliches Leben findet nicht statt, oder höchstens im engeren Familienkreis. Feste zu feiern, sich mit Freunden zu treffen, Gemeinschaft zu pflegen ist so wie bisher nicht möglich, so dass sich auch die zwischenmenschliche, so wichtige Kommunikation mit physischer Präsenz wie wir sie kennen und daran gewöhnt sind, fast vollkommen gewandelt hat. Das Reisen fällt aus und kann nur erträumt oder mit Fernsehsendungen ersetzt werden.

Dafür aber laufen die Telefonleitungen heiß, E-Mails und vor allem WhatsApp sind hoch im Kurs und ermöglichen uns das Informationsnetz aufrecht zu erhalten und man ist auf eine ganz andere Weise vernetzt. Versucht man nach allen Seiten Verbindungen aufrecht zu erhalten, seine tägliche Arbeit im Büro- oder sonstigen Arbeitsplätzen zu verrichten, so gewinnt die Elektronik, die digitale Welt immer mehr an Bedeutung. In Coronas Zeiten muss man ihr halt einen größeren Platz einräumen. Die vielen Computerprogramme, zur Kommunikation, zum Austauschen von Meinungen, Erkenntnissen und Arbeitsgängen über Skype oder verschiedene Konferenzprogramme, oder solche zur Ausstrahlung und Verbreitung von Kulturveranstaltungen, Gottesdiensten, stellen sich derzeit als äußerst wichtig dar.

Corona prägt also unser Alltagsleben. Trotz allem versuchen wir, alles am Laufenden zu halten und weiterzuführen. Der Vorstand der HOG kann seine Arbeit auch nur im „home office“ erledigen, sei das nun die Vorbereitung der Schäßburger Nachrichten, die kontinuierliche Aktualisierung von Mitglieder- und Spenderlisten, Buchhaltung, Homepage der HOG, das Aktuell-Halten der Grabstellenlisten nach Zahlungsleistungen, Erstellung von Berichten und Beleg-Dokumentation gegenüber dem Finanzamt für die Fortschreibung der Gemeinnützigkeit unseres Vereins und noch einiges mehr.

Geringere Alltagshektik ermöglicht uns aber auch, Vieles zu überdenken, mit mehr Ruhe an manche Arbeiten heranzugehen, uns an der Natur unserer Umgebung, an blühenden Gärten und an den vielen, kleinen Dingen des Lebens zu freuen. Und so sollten wir auch daran denken, dass die Maßnahmen der Corona-Zeit unserer Gesundheit dienen, die für uns alle das Wichtigste ist.

Die Redaktion

Ich habe beschlossen, glücklich zu sein
– denn es ist förderlich für die Gesundheit.
Voltaire – Brief an Abbé Trublet 1694-1778

Bergschule und Bergkirche; Foto: E. Schneider



Das Welterbe
The World Heritage
Le Patrimoine Mondial



Inhaltsangabe

- | | | |
|----|--|---|
| 02 | Wanderlied, Detunata Goală | |
| 03 | An die Leser der SN | <i>die Redaktion</i> |
| 04 | Als 16 ½ Jähriger deportiert | <i>Wiltrud Baier</i> |
| 05 | Erinnerungen an die Januartage 45 | <i>Erika Schneider</i> |
| 06 | Dies- und jenseits des Tunnels 1945, R. 75 Jahre seit Ende des 2. Weltkriegs | <i>I. Rosina Bauer</i>
<i>Julius Henning</i> |
| 07 | Wer las schon die Losungen? | <i>Wiltrud Baier</i> |
| 08 | Pfarramtlicher Jahresb. 2019 | <i>B. Fröhlich, Zs. Nagy, D. König</i> |
| 13 | Übernommene Frühlingsbräuche | <i>Erika Schneider</i> |
| 15 | Kaiserbesuch in Schb., Franz Joseph I. | <i>Lars Fabritius</i> |
| 17 | Zwei ungleiche Greißlerei Kollegen | <i>Rolf Schneider</i> |
| | Erzherzog Leopold v. Österr. U. Regine Seraphin | |
| 20 | Der Guttemplerorden in Schäßburg | <i>Nicolae Teșculă</i> |
| 22 | Zur Geschichte des Wortes Gevatter | <i>Rolf Binder</i> |
| 23 | Ergänzungen zu L. Schuller | <i>Hellmut Fabini</i> |
| 24 | Zum Jahrbuch d. Stadtmuseums 12/2019 | <i>Lars Fabritius</i> |
| 26 | Kunstmaler und Bühnenb. G. A. Binder | <i>Raimud Binder</i> |
| 32 | Die kolorierten Glasdias von Hans Theil | <i>Konrad Klein</i> |
| | Zeitdokumente von hohem ästhetischen Reiz | |
| 39 | Anekdoten – Brückengasse 3 | <i>Konrad Arz</i> |
| 43 | Das Kokeltaler Duftwunder, Tuberosenkulturen in Halvelagen | <i>Erika Schneider</i> |
| 46 | Der Westen unserer Heimatstadt | <i>Julius Henning</i> |
| 48 | Sch. mit seinen Wäldern und Höhen | <i>Julius Henning</i> |
| 49 | Es geschah vor 50 Jahren, Bergtourismus | <i>Dieter Moyrer</i> |
| 50 | Wir gratulieren, M. Keul geb. Kamilli 100 | <i>Roswitha Keul</i> |
| 51 | Leserbriefe, Lesermeinungen; Impressum | |
| 52 | Hermann Oberth und der Beer Sepp | <i>Michael Beer</i> |
| 53 | „Heim-Weh“ Rezension Buch H. Moyrer | <i>J. G. Ramser</i> |
| 54 | Meine Erinnerungen an Akka | <i>Wiltrud Baier</i> |
| 55 | Horst Mergler, alias „Bufti“ (1937-2019) | <i>Helwig Schumann</i> |
| 56 | Es gibt so viele Enden, zu beginnen | <i>Richard Lang</i> |
| | Nachruf auf Gerhard Eike Hügel | |
| 58 | Nur Hausfrau? Wie es war vor 70 Jahren | <i>Wiltrud Baier</i> |
| 59 | Vereinsnachrichten | |
| 60 | Spendeneingänge | |
| 61 | Es verstarben | |
| 62 | Büchertisch | |
| 63 | Bilder aus Schäßburg | |

Politische Ereignisse, die auch heute noch bewegen

14. und 15. Januar 1945 – 75 Jahre seit der Deportation

Als 16 ½ Jähriger deportiert

Meine Kränzchenfreundin Ursula Lingner hatte für Sonntag, den 15. Januar 1945 zu ihrem 15. Geburtstag eingeladen. Ich hatte ihr eine Brosche gekauft, die man damals gern auf den weißen Dirndlblusen trug. Frau Haraszty - sie wohnte in der Schulgasse auf der Burg - stellte die hübschen Broschen her, sie bestanden aus mehreren ausgestanzten Blumen aus bunten Lederresten. Ich freute mich auf die Überraschung, die ich Ursula machen würde. Die Geburtstagsfeier fand jedoch nicht mehr statt.

Am Vormittag des 15. Januar 1945 kam Herr Ieparu (in welcher Eigenschaft weiß ich nicht, jedenfalls ein Herr, den mein Vater kannte). Er suchte meinen 16 ½ Jahre alten Bruder Günter, der aber nicht zu Hause war. Nach vielem Hin und Her mit meinem Vater versprach dieser, mit Günther in die Mädchenschule zu kommen. In der Stadt ging das Gerücht um, dass Männer und Frauen sich in der Mädchenschule versammeln sollten. Warum war bis in die Kokelgasse, wo wir wohnten, nicht vorgedrungen.

Unterwegs erfuhr mein Vater einiges über das Alter der in die Mädchenschule Gerufenen und von einer Fahrt zum Arbeitsdienst. Da mein Bruder das Alter noch nicht erreicht hatte, mein Vater es aber schon überschritten hatte, ging er voller Vertrauen hin, um sich – wie versprochen – mit meinem Bruder zu melden. Der Schock war groß, als sie ihn dort behielten. Wir hofften aber immer noch, dass er zurückkommen würde, da er ja keine 17 Jahre alt war. Es vergingen Tage, man sprach von Arbeitslagern und auch von Russland. Meine Eltern legten ihm einige Sachen zusammen, ich strickte ein Paar dicke Fäustlinge, wann aber die Reise los gehen sollte und wohin, wussten wir nicht. Meine Eltern gaben ihm noch ein paar Postkarten mit, die er von der Reise ab und zu schicken sollte. Eine kam von Bräila (glaube ich mich zu erinnern), danach erfuhren wir erst nach Jahren

wo er sich befand. Dass es fünf Jahre bis zu seiner Wiederkehr dauern sollte, hätten wir im Januar 1945 niemandem geglaubt.

Die Ankunft in Schäßburg nach fünf Jahren „Russland“ habe ich gut in Erinnerung. Über Mundfunk – andere Möglichkeiten gab es nicht – erfuhren wir, wann der Zug mit den letzten Deportierten eintreffen werde. Der Bahnsteig war voller Menschen, alle hofften, bald jemanden in die Arme schließen zu können. Es herrschte eine Stimmung der höchsten Erregung: Angst, Zweifel, es flossen Tränen. Es war unbeschreiblich. Endlich fuhr der Zug ein. Blass, verhärmte Gesichter, Menschen in russischen Steppjacken und -hosen – den Pufaikas – suchten in der Menschenmenge nach ihren Lieben. Der Anblick der verzweifelten Menschen war zum Heulen. Da gellte plötzlich ein „Taa-aaa“ durch die Menge: Marianne Möckesch hatte ihren Vater entdeckt, er war einer der Ältesten Deportierten aus Schäßburg gewesen. Als hätten sich alle mit ihr gefreut, den geliebten Vater nach fünf Jahren Ungewissheit wieder zu sehen, löste sich die Spannung. Nun ging die Suche nach so lange Vermissten ruhiger weiter.

Wir fanden meinen Bruder. Er erkannte seine vier Geschwister, die in den Jahren seiner Abwesenheit gewachsen waren, kaum. Das wieder aneinander Gewöhnen war dann nicht so einfach, wie man es sich vorgestellt hatte. Die Eltern bekamen einen jungen, von Strapazen und Qualen gezeichneten jungen Mann zurück, der sie als pubertierender Junge verlassen musste. Die jüngeren Geschwister waren stolz auf ihren großen Bruder. Als er deportiert wurde, waren sie im Alter von 5 bis 15 Jahren, nun aber fünf Jahre älter und fremd. Das Erzählen über das in den fünf Jahren Geschehene begann erst nach Monaten und hörte bald auf. Er merkte, dass jene, die die Deportation nicht mitgemacht hatten, nicht nachempfinden konnten, was sie erlebt hatten.

Die hübsche Brosche lag jahrelang in meinem Schmuckkästchen. Getragen wurde sie nie. Sie erinnerte mich jedes Mal an den 15. Januar, den Beginn der Deportation in Schäßburg.

Wiltrud Baier, Schäßburg

Günter Wagner, genannt Zyna



Erinnerungen an die denkwürdigen Januartage

... „Gemeinsam nahmen wir an jenem denkwürdigen, furchtbaren Morgen des 14. Januar 1945 Abschied von unseren Kindern. Sie saßen zu dritt auf der Meeburger Truhenbank und ich erinnere mich, dass ich vor ihnen niederkniete. Dann gingen wir. War es ein Fehler, dass wir entgegen erhaltener Vorwarnungen, uns nicht versteckten, wie andere es taten? Aber konnte ich meine Kirchenkinder im Stich lassen? Außerdem meinte ich, du müsstest frei werden, und vielleicht ließe sich auch für mich etwas tun. Machte ich einen Fehler, als ich der Bitte des Stadtpfarrers, Gottesdienst zu halten, nicht entsprach? Hätten die mich noch frei gegeben und hätte ich vor Entsetzen überhaupt verkündigen können? Wir gingen. Gott sei Dank, dass du frei wurdest und bei den Kindern bleiben konntest. Gott sei Dank, dass er uns nach drei Jahren wieder zusammenführte.“ ...

Das schrieb unser Vater Hermann F. Binder im Dezember 1990 rückblickend, 45 Jahre nach der Deportation als Einleitung zu den gesammelten Briefen, die er an unsere Mutter Roswitha Binder, einschließlich an seine Mutter Josefine geb. Kleisch und deren Geschwister Elise und Gustav Kleisch (Hüllgasse Nr. 3) gerichtet hatte.

Unsere Mutter wurde frei, weil der für die ärztliche Kontrolle der Frauen bestimmte Arzt Dr. med. Hermann Fernengel die schwangere Frauen, die sich auch in der Mädchenschule, dem Sammelpunkt der „Ausgehobenen“, einfinden mussten, ausmusterte und seiner ärztlichen Pflicht gemäß, wie auch seiner Menschlichkeit folgend, mit den Worten „Ir goht hiemen“ (= ihr geht nach Hause) durch die Hintertür entließ.

In Folgendem geht es um die Briefe, die Hermann Binder am 15. Januar geschrieben hat, bevor der Güterzug mit den Deportierten aus dem Schäßburger Bahnhof rollte.

Meine Lieben!

15. Januar 1945

„Ich habe die Nacht zugebracht in der Hoffnung, dass doch noch etwas für mich geschieht. Bitte Roswitha, mobilisiere doch sofort den Kurator, er soll vielleicht mit einer Abordnung zum Bürgermeister oder dessen Stellvertreter gehen und für mich bitten. Der Stadtpfarrer ist doch so oft auswärts. Ich bin zum Versehen des Dienstes unbedingt nötig. Manchmal bin ich etwas ruhig und Gespräche mit den Leidensgenossen – Ernst oder Galgenhumor – helfen immer wieder dazu. Aber dann packt mich für Momente dennoch das Entsetzen in Gedanken daran, was vor mir steht. Manche, die mit mir hier sind, wundern sich darüber, dass man mich nicht freigemacht habe. Ich meine, es sei auch nichts geschehen von Seiten derer, die es tun könnten“.

Eingefügte Fußnote: „Später erfuhr ich, dass Rudolf Meltzer, der Kirchenvater vom Siechhof, bei der Polizei vorstellig geworden war, um für mich zu sprechen. Als er nach erstem Misserfolg sich ein zweites Mal meldete, bedrohte ihn der Kommissar, wenn er nicht sofort verschwinde, werde man ihn selbst deportieren. So ließ er von weiteren Bittgängen ab.

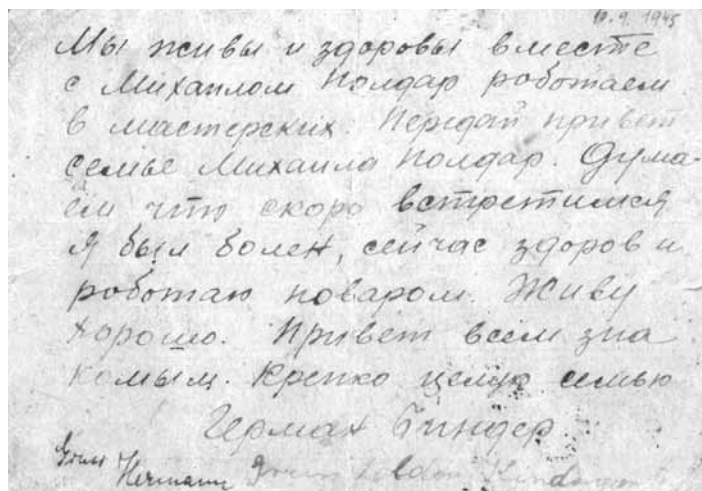
Hat Mutter mit Pfarrer Popa gesprochen? Wenn nicht, dann bitte ich noch einmal. Heute morgen kommt nun hoffentlich die versprochene Kommission vor der ich dann auch mein Zeugnis vorzeigen kann. Für alle Fälle bringt mir noch die nötigen Sachen... Betet für mich, dass ich freiwerde, wenn nicht vollends, so doch wenigstens innerlich, damit ich stark sei im Sinne meines Konfirmationsspruches: I. Kor.16,13: Euch alle segne Gott! Euer Hermann
Sollte es zum Abtransport kommen, so lasse sich besonders Roswitha nicht am Bahnhof sehen. Man kann nicht wissen...

Tagebuchanmerkung: Ich war in einem Klassenzimmer der Mädchenschule zusammen mit Leuten aus der Baiergasse und der Schaasergasse eingesperrt. Die machten mit mir aus, ich solle mich als Tischler ausgeben: „Wir schleppen dich mit!“ Und als die Kommission nach der beruflichen Tätigkeit fragte und ich dazu ansetzen wollte, als Beruf „Pfarrer“ anzugeben, überschrien sie mich alle und sagten, ich sei Tischler – wohl aus Angst davor, dass man mir etwas antun könne. So fühlte ich mich unter diesen Menschen geborgen.

„Liebe Roswitha, nun noch einen Gruß! Heute Nacht hat man uns aus der Schule verschafft. Ich habe Dir einen Zettel geschrieben, den ich aus dem Auto warf. Ob er Dich erreicht hat? Ich hätte Dich so gerne noch einmal gesehen. Vielleicht kommst Du doch auf den kleinen Bahnhof. Von dort her können wir einige Worte wechseln. Alle Versuche haben fehlgeschlagen. Ich habe auch alles aufgegeben. Höchstens, dass der Bischof verständigt wird und seine russische Verbindung in Kronstadt was erreichen kann. Vor eine Kommission hat man uns nicht mehr gelassen. Es wird auch nicht mehr dazukommen (?).“

Später hinzugefügte Anmerkung: Auf dem kleinen Bahnhof sahen wir uns noch einmal durch das Fenster des Viehwagens, wo wir 30 Mann eingepfercht waren.

Aus Briefen und Aufzeichnungen von Hermann Binder (1911-2006)
übertragen von Erika Schneider, Rastatt



Der Roman „Diesseits und jenseits des Tunnels 1945“

Erschütternd detailliert

Der zu Jahresbeginn im Honterus-Verlag in Hermannstadt erschienene Roman „Diesseits und jenseits des Tunnels 1945“ ist eine Übersetzungsarbeit von Beatrice Ungar, Chefredakteurin der Hermannstädter Zeitung. Der Originaltitel „Dincoace și dincolo de tunel 1945“ ist das Werk der rumänischen Schriftstellerin Mariana Gorczyca, Mitglied des PEN-Clubs Rumänien.

In ihrem Roman erzählt Mariana Gorczyca die mitreißende Geschichte der Schäßburger Familie Frank, die, wie viele Familien im Januar 1945, durch einen politischen Beschluss zur Deportation deutschstämmiger Siedler auseinandergerissen wurde. Die Töchter - Alice, genannt Papa, und Judith, bekannt als Sissi - sollen ebenfalls deportiert werden, keiner weiß, wohin. Dem einflussreichen und wohlhabenden Vater gelingt es durch Bestechung, sie im letzten Moment aus dem abfahrenden Zug zurückzureißen. Doch Otto, Papas große Liebe, ist einer der Deportierten. Aus dem Briefwechsel der beiden und vor allem den erschütternd detaillierten Berichten des jungen Otto Bruckner kann sich der Leser ein Bild machen, welches unmenschliches – und leider doch menschliches – Vorgehen in den Lagern der ehemaligen Sowjetunion gegenüber den ausgelieferten Siebenbürger Sachsen herrschte.

Das Schicksal der Deportierten beeinflusste das Leben der Siebenbürger Sachsen erheblich. Junge Menschen ebenso wie Väter und

Mütter wurden ohne die Möglichkeit angemessener Vorbereitung abgeholt und in Viehwaggons gepfercht und weggefahren. Viele kehrten nicht oder fürs Leben gezeichnet zurück.

Beatrice Ungar gelingt es, die nachvollziehbar schmerzlichen Ereignisse – auf dem Weg ins Ungewisse und vor Ort, Vorkommnisse bei Tag und bei Nacht im sowjetischen Arbeitslager – in leichter und umso eindringlicherer Sprache aus dem Rumänischen zu übertragen. Sie macht somit die Ereignisse der Deportation von Siebenbürger Sachsen aus Rumänien in die Sowjetunion einem deutschsprachigen Leserkreis zugänglich. „Diesseits und jenseits des Tunnels 1945“ ist ein Muss nicht nur für alle Siebenbürger Sachsen.

Mariana Gorczyca legt für die Recherchen zu ihrem Roman neben einem bibliografischen Verzeichnis zahlreicher Quellen auch eine Liste realer Personen aus ihrem Wohnort Schäßburg vor, die in ihrem Roman die Handlung tragen. Aus dieser Liste ist ersichtlich, dass die Handlung ein Teil ihrer eigenen Familiengeschichte ist.

Das Buch erschien mit finanzieller Unterstützung des Departements für Interethnische Beziehungen im Generalsekretariat der Regierung Rumäniens durch das Demokratische Forum der Deutschen in Rumänien und das Demokratische Forum der Deutschen in Schäßburg.

Irmgard Rosina Bauer, Hermannstadt

Aus Hermannstädter Zeitung Nr. 2666/27. März 2020 mit freundlicher Genehmigung der Chefredakteurin Beatrice Ungar

75 Jahre seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs

Erlebnisse des letzten Kriegsjahres in passivem Widerstand

Mein Schicksal wollte es, dass ich als Achtzehnjähriger zehn Monate vor Ende des Zweiten Weltkriegs, kurz vor der Ablegung des Kriegsabiturs am Bischof Teutsch-Gymnasium meiner Heimatstadt Schäßburg noch Soldat der Deutschen Wehrmacht wurde. Ein unerwarteter Vorstoß der Sowjetarmee, erleichtert durch die Ereignisse des 23. August 1944 in Rumänien, hatte diesen erwirkt. Mein Jahrgang war am meisten gefährdet beim Eintreffen sowjetischer Verbände zu Zwangsarbeit in die Sowjetunion verschleppt zu werden und so wurde beschlossen, zu fliehen. Es ging zunächst bis nach Neumarkt am Mieresch/Tg. Mureș, das damals zu Ungarn gehörte. Wir meldeten uns bei einer Flüchtlingsstelle, die uns bereits am selben Tag einer Einheit der Deutschen Wehrmacht vermittelte, die in kleinen Gruppen Vorstöße bis in den Roten-Turm-Pass in den Südkarpaten unternahm, um dessen Verteidigungsmöglichkeiten zu erkunden. Eine hin beorderte deutsche Kavalleriedivision befand sich im Anmarsch. Ich war vorgesehen, mit einem Freund unter dem Kommando eines Hauptmanns am 9. September nach Schäßburg zu fahren, um der Garnison der Stadt mitzuteilen, dass am Folgetag eine deutsche Division zu erwarten sei und kein Widerstand geleistet werden solle, um die historischen Bauten der Stadt vor Zerstörung zu bewah-

ren. An dem Tag soll man Bürgermeister Hurubeanu in Galakleidung und mit Hochzylinder um die Vormittagsstunden im Stadtzentrum gesehen haben, wo er auf den Besuch wartete. Die Fahrt nach Schäßburg fand jedoch am 9. September nicht statt, da sich das Eintreffen der Deutschen verzögert hatte. Als man am Folgetag, dem 10. September, nach Schäßburg abfahren sollte, erschien der Funker der Einheit im Laufschrift, um uns mitzuteilen, dass eben ein Funkruf aus Schäßburg eingetroffen sei, demzufolge die Sowjetarmee am frühen Morgen in Schäßburg einmarschiert sei. Da diese deutsche Einheit keine Kampfaufgaben hatte, wurden die meisten meiner Kollegen Flüchtlingszügen zugeordnet und nur einige zurückgehalten - ich wegen meiner ungarischen Sprachkenntnisse -, da vorauszusehen war, dass sich in den Folgemonaten die Kämpfe auf das Territorium Ungarns verlagern würden. Bald stellte sich heraus, dass diese Einheit der „Abteilung 2 Tätigkeit im Frontbereich“ des Deutschen Geheimdienstes unterstellt war. Noch am selben Tag wurde ich in die Puszta abkommandiert, um dort bei den ungarischen Behörden Quartier für einen Kommandostab zu vereinbaren. In der Folge hatte ich meist Aufgaben wirtschaftlicher Natur zu bewältigen. Ab und zu ging es auch um die Befragung von ungarischen Flüchtlingen über die Trup-

penstärke des Feindes. Der bereits erwähnte Hauptmann blieb mein Vorgesetzter bis zum Kriegsende und verschonte mich mit heiklen Einsätzen.

An diesem denkwürdigen 10. September 1944 war einerseits von Norden her die bereits erwähnte deutsche Kavalleriedivision im Bereich der Kleinen Kokel zwischen Neumarkt am Mieresch und Schäßburg eingetroffen, während andererseits von Süden her die Sowjetarmee Schäßburg besetzt hatte. Die Deutschen hatten sich, wie ich später erfuhr, im Höhenzug nördlich der Kleinen Kokel verschanzt, wo es wochenlange Kämpfe gegeben haben soll, bis die Deutschen schließlich zum Rückzug bliesen, um der Gefahr einer Umzingelung von Norden her zu entgehen. In diesen Wochen sollen in der Stadt Schäßburg täglich Transporte mit Verwundeten eingetroffen sein, die im Krankenhaus und dem ehemaligen Lazarett der Deutschen Wehrmacht untergebracht wurden.

Viele Jahre später.

Der Zufall wollte es, dass ich 25 Jahre nach Kriegsende gelegentlich des Besuchs einer deutschen Gruppe aus Neu-Isenburg, die nach der großen Überschwemmung von 1970 mit Hilfsgütern nach Schäßburg gekommen war, auch einen Kriegsfreund wiedersehen konnte. Es war der aus der Großgemeinde Tekendorf in Nordsiebenbürgen stammende Georg Riemer. Dieser war ehemals bei der Einheit als

Unteroffizier tätig und Vertrauensmann des Kommandierenden Hauptmanns. Georg Riemer konnte mir nun nach so vielen Jahren ein Geheimnis verraten, indem er mir eröffnete, dass unser Hauptmann sich mit anderen Offizieren des deutschen Geheimdienstes im letzten Kriegsjahr in einem sogenannten „passiven Widerstand“ gegen die Kriegsführung befunden hätte. Grund dafür sei die Entfernung des Admirals Wilhelm Canaris aus dem Dienst des Chefs des Deutschen Geheimdienstes gewesen, da man ihn verdächtigt hatte, mit hohen englischen Geheimstellen Friedensgespräche geführt zu haben. Da dieser sich eines guten Rufes erfreut hatte, wurde er dienstlich nur kaltgestellt, aber kurz vor Kriegsende durch den Strang hingerrichtet. Canaris soll gegenüber seinen vertrauten Offizieren bereits im Jahr 1943 geäußert haben, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen sei. Als Anfang 1944 durchsickerte, dass er von seinem Amt abgesetzt worden sei, hätte sich eine Gruppe der Geheimdienstoffiziere streng vertraulich in diesem „passiven Widerstand“ zusammengefunden, mit dem Ziel, nur noch das zu tun, was nicht zu verhindern war und die Menschenverluste möglichst gering zu halten.

Im Dezember 1944 hatte mich der erwähnte Hauptmann in letzter Minute aus einem heiklen Einsatz, der im Bereich zwischen Budapest und dem Plattensee stattgefunden hatte, zurückgeholt. Dieser Einsatz ist in die Kriegsliteratur des Zweiten Weltkriegs als Sonderunternehmen „Jaguar“ eingegangen.

Julius Henning, Pforzheim

Wer las schon die Losungen?

Es war in den 1950er Jahren. Der Krieg war vorbei und es musste sich alles ändern. Die Schulen waren teilweise noch vom Militär besetzt und es herrschte Lehrermangel. Einige Lehrer waren im Krieg gefallen, andere durften nicht mehr unterrichten. Rückblickend kommt mir vor, dass die neuen Machthaber, die mit uns den Sozialismus und Kommunismus aufbauen sollten, auch nicht so recht wussten, wie und wo mit dem Umdenken und Umgestalten zu beginnen. Es sollte ein Arbeiter- und Bauernstaat entstehen, der Kapitalismus und die Bourgeoisie wurden verbannt und die Losung „Proletarier aller Länder vereinigt euch“ war überall zu sehen. Aber diese Proletarier, so schien es, wussten nicht recht, was tun.

Wir Absolventen der Pädagogischen Schule von Schäßburg waren die erste Generation, die als Lehrer aufs Dorf in die hinterlassenen Lücken entlassen wurden. Aus diesem Grund sah man es nicht gerne, wenn sich frischgebackene Lehrer für ein Hochschulstudium bewarben. Doch man brauchte überall gut ausgebildete Fachkräfte und es wurden viele neue Fakultäten an den Universitäten gegründet. Natürlich sollten die neuen Fachleute dem Arbeiter- und Bauernstaat entsprechend aus Arbeiter- und Bauernfamilien kommen, „Ausbeuterkinder“ wurden nicht gebraucht.

Ein Teil der frischgebackenen Lehrer kam also in Dorfschulen und einige mussten gleich 2- 4 Klassen übernehmen. Zu den Aufgaben gehörte auch das zeitgerechte Ausschmücken der Klassenräume. An der Frontseite prangte das neue Landeswappen, in dem die Reich-

tümer des Landes – Ährenfelder, Arbeiterkolonnen, Bohrtürme, Hochhäuser – und in der Mitte die strahlende Sonne zu sehen war. Oben darauf der rote Stern. Unter dem Wappen hingen die Bilder der Partei- und Staatsführer – spöttisch „die 7 Apostel“ genannt. Doch sollten auch die Ideologen der Kommunistischen Partei nicht vergessen werden: Marx, Engels, Lenin und Stalin. An ihnen könne man die Entwicklung des Landes verfolgen, hieß es hinter vorgehaltener Hand. Stalin hatte bekanntlich nur einen Schnauzbart. Soweit rotes Papier und Karton vorhanden, wurden auch weise Losungen angebracht. Ob die jemand las? Eine hat sich uns eingepägt: „Lernt, lernt, lernt, Lenin!“

An eine Begebenheit im Sprechzimmer der Schule Nr. 1 erinnere ich mich noch sehr gut. An einer Wand hing die Losung: „Der Mensch kann nicht glücklich leben, ohne eine glückliche Zukunft zu haben“ – oder so ähnlich. Von wem diese Weisheit stammt, weiß ich nicht mehr. Dr. Fritz Markus, der die Hygienestunden hielt, las den Spruch laut und betont vor und warf in die Runde: „Auf welche glückliche Zukunft warten wir eigentlich?“ Betretenes Schweigen war die Antwort. Bewusst hatte den Spruch wohl niemand gelesen und über die Aussage nachgedacht. Es wurden Vorschläge gemacht, wie: ein höheres Gehalt, längere Ferien, weniger (unsinnige) Schreibarbeiten u. a., die die „glückliche“ Zukunft kennzeichnen könnten, bis Direktor Willi Lienerth aus seinem Büro kam und uns mit der Feststellung „das Problem werdet ihr sicher nicht lösen“ in die Klassen schickte.

Wiltrud Baier, Schäßburg



Pfarramtlicher Jahresbericht 2019

Stadtpfarrer Bruno Fröhlich, Diakoniebeauftragte Zsuzsanna Nagy, Verwalter Dieter König

1) Ausweis über die Gemeindegliederzahl

Seelenzahl am 01.01.2019:	237 m	253 w	= 490 Seelen
Zur Gemeinde hinzugekommen:			
a) durch Taufe:	3 m	3 w	= 6 ~
b) durch Übertritt / Konfirmation:	–	–	= – ~
c) durch Zuwanderung / Aufnahme:	4 m	–	= 4 ~
Gesamtzuwachs (a+b+c):	+ 10	~	
Aus der Gemeinde geschieden:			
a) durch Tod:	2 m	1 w	= 3 ~
b) durch Austritt / Wegzug:	–	–	= – ~
Gesamtabnahme (a+b):	– 3	~	
Seelenzahl am 01.01.2020:	242 m	255 w	= 497 Seelen
Davon sind 11 Mitglieder im Sonderstatus!			

2) Kirchliche Handlungen („Kasualien“)

a) Taufen:	4 m	5 w	= 9 Seelen
	davon: 6 aus der eigenen Gemeinde		
	1 aus Irmesch, 2 aus Deutschland		
b) Trauungen:	4 Paare		
	davon: 1 aus der Gemeinde		
	1 aus Deutschland; 1 aus Finnland; 1 aus Henndorf		
c) Konfirmation:	1 m	–	= 1 Seele
davon:	1 aus der eigenen Gemeinde		
d) Beerdigungen:	5 m	6 w	= 11 Seelen
davon:	3 aus der eigenen Gemeinde		
	8 von außerhalb		

3) Gottesdienste und geistliche Veranstaltungen

Das Gottesdienstprotokoll enthält 66 Eintragungen. Es gab 55 Hauptgottesdienste mit einer durchschnittlichen Beteiligung von 53,71 Gottesdienstbesuchern (gestiegen im Vergleich zum Vorjahr → 50,97). 13 Mal wurde das Heilige Abendmahl gefeiert. Die durchschnittliche Beteiligung lag bei 49,38 wobei die Abendmahlsteilnehmerinnen aus dem Pflegenest mitgezählt sind (Vergleich zum vorigen Jahr → 47,84 Teilnehmer, also gestiegen).

Die anderen gottesdienstlichen Veranstaltungen waren die folgenden:

2 Metten: es handelt sich um den Frühgottesdienst am Ostermorgen



Adventfeier 2019 im Imperial

in der Bergkirche (Pfr. Johannes Halmen) und der Nachtgottesdienst am Heiligen Abend;

7 Andachten bzw. Vespere gab es, von denen 5 am Siechhof jeweils in der Passions- bzw. Adventszeit gehalten wurden. Die durchschnittliche Beteiligung am Siechhof lag bei 15,8 (Vergleich zum vorigen Jahr – 12,75);

Ökumenische Gottesdienste: im Protokoll ist der Gottesdienst eingetragen, der anlässlich der Ökumenischen Gebetswoche (23.01) im Betsaal der Klosterkirche stattgefunden hat. Weitere Details zu ökumenischen Veranstaltungen, siehe Pkt. 8 dieses Berichtes;

Schüleröffnungsgottesdienst (nicht im Gottesdienstprotokoll eingetragen) finden jeweils am ersten Schultag statt, wobei ich mir das „Feld“ mit den orthodoxen Amtsbrüdern aufteile. Am Montag, dem 9.9.2019 hielt ich um 900 Uhr in der Klosterkirche die Andacht für die Grundschule und um 930 Uhr auf dem Schulberg für das Obergymnasium. In der Schanzgasse (Klassen V. – VIII.) hielt der orthodoxe Kollege Mircea Ceuşan die Eröffnungandacht.

Die bestbesuchten Veranstaltungen waren – neben den, traditioneller Weise gut besuchten, Hauptgottesdienst am Ostersonntag sowie dem Nachtgottesdienst am Heiligen Abend – der Gottesdienst zur Einweihung der Rieger-Orgel (Kulturtag), zu Pfingsten und Erntedank, sowie die Gottesdienste oder Andachten zu ökumenischen Anlässen.

4) Konfirmanden- und Religionsunterricht

Im Schuljahr 2018 / 2019 bereitete sich 1 Konfirmand für die Konfirmation vor. Am Samstagabend, dem 27. April fand die Prüfung statt und am Sonntag Quasimodogeniti, dem 28. April die Konfirmation. Für das Schuljahr 2019/2020 haben sich 7 Konfirmanden angemeldet. In der Grundschule halten die Lehrerinnen die Religionsstunden. Für die evangelischen Kinder der Oberstufe (Klassen 5 – 8) bietet Pfr. Johannes Halmen in der Schulzeit, jeweils am Donnerstag Religionsstunde in den Räumen des Bezirkskonsistoriums an.

5) Kirchenmusik

Der Kirchenchor sang 29 Mal in den Gottesdiensten; 21 Mal spielte der Posaunenchor. Zwei Mal gab es Instrumental- und Soloeinlagen und ebenfalls zwei Mal traten fremde Chöre auf.

In der Sommerkonzertreihe (Ende Mai bis Ende September) jeweils



Christbescherung 2019, musikalische Darbietung der Schüler eingeübt und begleitet von Lehrerin Christa Rusu

am Freitag um 18 Uhr gab es 15 Orgel-, 4 Chor- und 2 Instrumentalkonzerte (insgesamt 21).

Das Kirchenchortreffen unserer Landeskirche fand am 25. Mai 2019 hier in Schäßburg statt und wurde vom landeskirchlichen Musikwart Jürg Leutert organisiert.

6) Frauenarbeit

Für das Jahr 2019 liegt uns leider kein Bericht der Frauenarbeit vor. Dafür gibt es einen rumänischsprachigen Bericht über den Weltgebetstag aus diesem Jahr 2020 von Frau Maria Adriana Antih. Organisatorinnen des diesjährigen Weltgebetstag waren die Vertreterinnen der orthodoxen Kirche. Der Gottesdienst fand in der „Cornești“ statt.



7) Seniorenveranstaltungen

Im vergangenen Jahr fand bloß ein Seniorentreffen in der Kantine der Alten Mädchenschule, u. zw. am 14. Juni statt (nicht zwei, wie sonst). Das zweite haben wir sonst immer gegen Ende Oktober abgehalten. In diesem Jahr organisierte das Demokratische Forum das sogenannte „Herbstfest“, welches am Erntedanksonntag, dem 20. Oktober 2019 im Anschluss an den von den Hermannstädter Theologiestudenten gehaltenen Gottesdienst in der „Casa Wagner“ stattfand.



Beide Fotos: Seniorentreffen in der Kantine der ehemaligen Mädchenschule

8) Ökumene

Es gab folgende ökumenische Gottesdienste:

»Ökumenische Gebetswoche« in den sechs historischen Kirchen, vom 21. bis 26. Januar, täglich 16⁰⁰ Uhr; am Mittwoch, dem 23. Januar 2019 fand der Ökumenische Gottesdienst im Betsaal der Klosterkirche statt (Predigt: Vikarin Somodi Anita, ref., für den erkrankten ref. Pfr. Biró István);

»Weltgebetstag der Frauen« am Freitag, dem 1. März 2019 in der Reformierten Kirche;

Ökumenischer Abendmahlsgottesdienst am Reformationstag (31.10.2019) in der reformierten Kirche (eigentlich wären „wir“ dran gewesen, aber bei der Klosterkirche wurden gerade die Fenster eingebaut; es predigte der ungarisch-reformierte Pfarrer Dr. Ósz Sándor Elöd aus Klausenburg);

Adventkerzenmarsch am Freitag, dem 20. Dezember in der Bergkirche, organisiert von der VERITAS-Stiftung; von der Klosterkirche wurde wegen der Baustelle abgesehen.

9) Öffentlichkeitsarbeit

Unsere Webseite [www. http://www.ev-kirche-schaessburg.ro](http://www.ev-kirche-schaessburg.ro) oder <http://www.ev-kirche-schaessburg.eu> wird nach wie vor von Herrn Studienrat Matthias Schenkel / Heidelberg professionell betreut.

Im Jahr 2019 wurde der Gemeindebrief zwei einmal herausgegeben.

10) Diakonie

Diakoniebeauftragte Zsuzsanna Nagy hat ihren Bericht in rumänischer Sprache verfasst, übersetzt wurde er von Erika Schneider. Das Jahr 2019 war reich an erzielten Leistungen mit schönen Ergebnissen und ebenso reich an Ereignissen. Was die sozial-diakonische Tätigkeit betrifft, wurden im Rahmen der evangelischen Kirche A. B. Schäßburg 25 Jahre seit der Gründung des Pflegenests und der sozialen Arbeit im Dienste Gemeinschaft gefeiert. Auf diesem Weg danken wir allen, die die Gemeinde über viele Jahre hin - ab 1994 bis heute - unterstützt haben.

Auch im Jahr 2019 waren im Pflegenest alle für die Altenpflege verfügbaren Plätze belegt. Dabei wurden 16 Personen, lauter Frauen, betreut und gepflegt.

Im ersten Obergeschoss („Betreutes Wohnen“) lebten vier Personen. Zuerst: Frau H. I. bis April, die danach ins Ergeschoss umzog. Im September und Oktober wohnte hier auch Frau E. M., die ins Krankenhaus nach Neumarkt /Tg. Mureş verlegt wurde. Während der Monate November und Dezember, hielt sich Frau E. T. im Obergeschoss auf, wurde dann aber im Erdgeschoss untergebracht.

Im Verlauf des Jahres verstarben im Pflegenest drei Insassinnen: R. K. (Februar 2019) nach zehn Jahren Pflege und Betreuung in unserem Haus; M. B. (Juni 2019) nach 5 Jahren Pflege und Frau S. E. (Dezember 2019).

Es gab auch vier Entlassungen. Die betreffenden Personen wohnten im Pflegenest bis zur Besserung ihres gesundheitlichen Zustandes, so dass sie wieder nach Hause gehen konnten (D. M., P.M., M.I.), oder in eine andere Krankenhauseinrichtung verlegt wurden (P. I.).

Alle Patientinnen genossen eine permanente Betreuung. Fallweise wurden sie zu Fachärzten oder ins Krankenhaus begleitet, wie zum Beispiel: B. E. zur Diabetologie, Rheumatologie und Endokrinologie; M. E. zur Pneumo-Physiologie) und F. M. zur Ophthalmologie und Stomatologie.

Essen auf Rädern wurde täglich ausgetragen und an betreute Personen wie folgt verteilt: von Montag bis Freitag zwischen 12-13 Uhr je 24 Portionen, davon 9 – 10 für die Bewohner des Pflegenests.

Von den in der Stadt wohnenden wurden verschiedene Personen bzw. Familien beliefert. So gingen an Familie D. Pakete der SAXONIA Stiftung und zwar alle 2 Monate Medikamente; zweimal pro Woche besuchten wir Herrn A. D. zu Hause. Frau M. M. besuchten wir dreimal wöchentlich zum Verband erneuern. Eine ununterbrochene Aufmerksamkeit galt auch Personen, denen Essen auf Rädern geliefert wurde.

Paketsendungen der SAXONIA-Stiftung wurden im Jahr 2019 zehnmal in Alisch/Seleus, Peschendorf/ Stejäreni und Schäßburg verteilt. Die begleiteten Personen nahmen am Seniorentreffen teil, das jährlich veranstaltet wird.

Terrasse und Küche des Pflegenestes wurden renoviert, wobei die Küche mit Tisch und Stühlen neu möbliert wurde. Hinzu kam auch eine neue Spülmaschine und eine Dunstabzugshaube. An der Verbesserung und Sicherheit des Stromnetzes wurde auch gearbeitet. Die Wasserhähne wurden durch neue ersetzt.

Personen der Gemeinde, die zu Hause leben, aber auf Hilfe angewiesen sind, oder auf Erleichterungen durch medizinische Geräte angewiesen sind, wurden zur Hilfeleistung eine Stuhltoilette, spezielle Pflegebetten, Krücken, Rollstuhl etc. ausgeliehen.



Blick in die neu gestaltete Küche und eines der Pflegezimme

11) Verwaltung und Bautätigkeiten

Von Verwalter Dieter König

Schon einfach die Zugehörigkeit von Schäßburg zum UNESCO Weltkulturerbe, prägt die operative Verwaltungsarbeit im Rahmen unserer Kirchengemeinde in besonderem Maße.

Die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse des Jahres 2019 sind von einer Vielzahl von neuen Gesetzen und laufenden Änderungen derselben gekennzeichnet. Unter diesen Umständen war man bestrebt befriedigende Lösungen für Pflege, Nutzung und Erhaltung des Gemeindeeigentums zu erzielen.

Die funktionelle Existenz unserer schrumpfenden Gemeinde, die Verantwortung für das historische, kulturelle Erbe unserer Vorgänger, diese einmaligen Werte, bedeuten für die Verwaltung ein zunehmender Aufwand. Als Verwalter wird man im kirchlichen Dasein von allen Seiten in Anspruch genommen.

Unter diesen Umständen wurden im Laufe des Jahres 2019 eine Vielzahl von Aufgaben verwaltungstechnischer Natur bewältigt:

Für die Sicherheit der Häuser und Kirchen aus dem Eigentum der Gemeinde und auch im Sinne der gesetzlichen Vorschriften, wurde für Wartungsarbeiten an den Blitzableitern, Feuerlöscher, Alarmanlagen, Heizanlagen und elektrischer Installationen gesorgt.

Für Gemeindegut (Immobilien, Räumlichkeiten, Grundbesitz) wurden Mietverträge, Wartungsverträge ausgearbeitet und aufgesetzt.

Im Rahmen des Gemeindelebens hatte die Verwaltung auch dieses Jahr einen bedeutenden Beitrag bei den verschiedenen kirchlichen Ereignissen wie: Osteraktion, Seniorentreffen, Orgeleinweihung, 25 Jahrfeier des Pflegenestes, Besuche von Delegationen u.v.m.

Reparatur- und Baumaßnahmen an kirchlichen Einrichtungen und Immobilien wurden eingeleitet oder vorgenommen; so z. B. der Bau eines Ziegeldachs an der Kapelle des Galtberger Friedhofs.



Die Kapelle vom Galtberger Friedhof mit neuem Dach

Als wichtigstes Ereignis war im Juni 2019 der Beginn der Renovierungsarbeiten an der Klosterkirche.

Seit 2005 wurde geplant, die Klosterkirche einer größeren Renovierungsmaßnahme unterzuziehen. Nach zwei gescheiterten Anläufen die Klosterkirche mit Hilfe einer EU-Finanzierung zu renovieren, nach dem Verweigern seitens unserer Landeskirche die Klosterkirche in das „Kirchenburgenprojekt“ einzubinden, sahen sich die Verantwortlichen der Evangelischen Kirchengemeinde A. B. Schäßburg

genötigt, die Renovierung der Klosterkirche als Einzelprojekt aus eigenen Mitteln durchzuführen.

Das vom Kulturministerium genehmigte Renovierungsprojekt für die Klosterkirche wurde vom Architekturbüro „Credo Design“ aus Bukarest aufgestellt. Es dauerte gute zwei Jahre bis alle gesetzlich vorgesehenen Studien und Genehmigungen fertiggestellt waren. Mit Gottes Hilfe und unter Gottes Segen sind am 18. Juni 2019 die Renovierungsarbeiten an der Klosterkirche gestartet. Es sollen: das gesamte Dach der Kirche, die Fassaden, die Fenster (Vitrallen), die gotischen Maßwerke und die Strebepfeiler mit den Steinbögen renoviert werden. Eine Erneuerung der elektrischen Installation und des Abflusssystem für das Regenwasser sind auch vorgesehen.



Die eingerüstete Klosterkirche

Die Kosten der Renovierungsarbeiten an der Klosterkirche sollen hauptsächlich aus den Rücklagen vom Verkauf der zwei rückerteten Immobilien (alte Jungen- und alte Mädchenschule) gedeckt werden.

Doch vorgesehene Renovierungsarbeiten wie, Sanierung des gesamten Daches vom Kirchenschiff, weil viel mehr Dachziegel und Holzteile vom Dachstuhl ausgewechselt werden müssen, als im Projekt vorgesehen wurde; oder die Restaurierung eines Außenfresko auf der Südseite der Klosterkirche, verursachen zusätzliche Kosten im Rahmen der Renovierungsarbeiten. Diese Finanzierungslücke muss aus Spenden und von dem Erlös zukünftiger Gemeindefeste, Orgelkonzerte und aus ähnlichen Aktionen im Laufe des Jahres 2020 gedeckt werden. Jede finanzielle Unterstützung zählt!!

Dank intensiver gemeinsamer Bemühungen und dank der finanziellen Unterstützung seitens der verschiedenen Spender, konnte unsere Diakonische Einrichtung „Pflegerest“ ihre soziale Tätigkeit weiterführen. Diese gemeindeeigene kirchliche Einrichtung, bleibt neben der Renovierung der Klosterkirche auch in Zukunft eine der bedeutendsten und schwierigsten Aufgaben. Als Abschluss, möchte ich ein Wort des Dankes zum Ausdruck bringen, gerichtet an alle Spender und für alle ehrenamtlichen und freiwilligen Einsätze, ohne die vieles gar nicht möglich gewesen wäre.

Das Jahr 2020 wird zu einer großen Herausforderung. Es geht letztlich nicht nur um den finanziellen Aspekt, sondern um die Sicherung und Intensivierung unseres kirchlichen Daseins als Gemeinde und historische Minderheit.

12) Erwähnenswertes

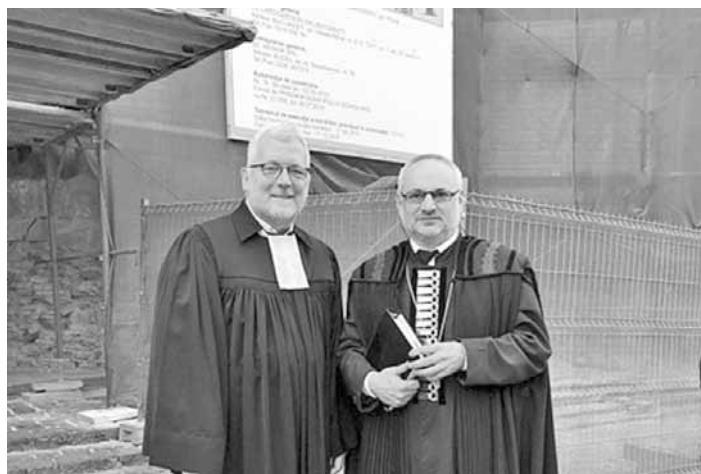
Zwischen dem 10. und dem 13. April 2019 fand ein kulturelles Großereignis in Schäßburg statt, in welches auch die Bergkirche einbezogen wurde, nämlich eine Konferenz des Kulturministeriums, durchgeführt durch das Nationale Institut für Patrimonium / Institutul Național al Patrimoniului im Rahmen der EU-Ratspräsidentschaft Rumäniens. Das Thema lautete „Europäisches Patrimonium: gemeinsame Erfahrungen und regionale Eigenheiten / Patrimoniu european: experiențe comune și particularități regionale“. Am 12. April 2019 wurde eine Ausstellung in der Bergkirche eröffnet, die auch jetzt noch besichtigt werden kann. Diese stand unter dem Thema: „Beispiele für ‚best praxis‘, die durch den Preis der Europäischen Union („Europa-Nostra“) anerkannt wurden / Exemple de bune practici, recunoscute prin Premiul Uniunii Europene pentru Patrimoniu Cultural“. Anschließend beehrte sich die Evangelische Kirchengemeinde A. B. Schäßburg den Delegierten (Kulturbeauftragten der EU-Staaten) ein Schnaps zum Aufwärmen einzuschicken, da es zu der Zeit noch relativ kalt in der Kirche ist. Zum Schluss wurde die Europa-Hymne gesungen und das Vaterunser in vier Sprachen (Deutsch, Rumänisch, Ungarisch und Englisch) gebetet.

Zwei Gottesdienste hielten die Hermannstädter Theologiestudenten in Schäßburg: am Gründonnerstag, dem 18. April 2019 und am Erntedanktag, dem 20. Oktober 2019.

Das landeskirchliche Chortreffen fand im Jahr 2019 bei uns statt, wobei sowohl die Bergkirche, als auch die Klosterkirche dafür verwendet wurden (siehe Pkt. 5 – Kirchenmusik). Zwei Wochen später wurde die Klosterkirche zur Baustelle.

Im Rahmen der Deutschen Kulturtag, die vom 31. Mai – 2. Juni 2019 abgehalten wurden und von Kirche und Forum organisiert waren, wurde die Rieger-Orgel durch Bischof Reinhardt Guib eingeweiht.

Am 12. Juli 2019 bestand der Stadtpfarrer sein „Rigorosum“ mit der Dissertation zum Thema: „Die Anerkennung der Taufe zwischen der Evangelischen und Orthodoxen Kirche und die Praxis in Rumänien“. Am 8. September 2019 wurde zusammen mit den Partnern und Freunden aus Bremen das 25-jährige Bestehen des Pflegerestes gefeiert.



Landesdiakoniepastor Manfred Meyer und Stadtpfarrer Bruno Fröhlich nach dem Festgottesdienst vom 8. September 2019

Ergebnis der kirchlichen Wahlen vom November 2019

Am 10. und 24. November 2019 fanden die turnusmäßig alle zwei Jahre abzuhaltenden Wahlen für die kirchlichen Körperschaften statt, bei denen jeweils die Hälfte der Gemeindevertretung und die Hälfte des Presbyteriums neu gewählt werden. Angesichts dessen, dass mehre treue Gemeindeglieder aus Alters- und Krankheitsgründen nicht mehr zur Verfügung standen, galt es neue Amtsträger zu

gewinnen. Es ist ermutigend, dass junge, dynamische Gemeindeglieder sich für diesen Dienst zur Verfügung gestellt haben und auch gewählt wurden, und zwar Hans Bruno Roth für das Presbyterium sowie Karin Nagy, Helmut Bagyi und Elek Sütó für die Gemeindevertretung. Über die aktuelle Zusammensetzung der kirchlichen Körperschaften gibt die untere Tabelle Aufschluss:

Gemeindevertretung		Presbyterium	
Mandat bis 2023	Mandat bis 2021	Mandat bis 2023	Mandat bis 2021
Erika Duma Karola Fröhlich Roswitha Lahni Christa Rusu Monika Becheş Paul Gerhard Baku Elek Sütó Helmut Polder Helmut Bagyi Karin Nagy	Lieselotte Baier Wilhelm Fabini Annemarie Martini Wilhelm Kubanek Ulrike Lück Renate Bädără Rita Cezar Yvonne Baier-Varvara Horst Zikeli Carmen Schuster	Gabriela Oşan Edith Barbu Dieter Fritsch Hans Bruno Roth	Dieter Zikeli, Kurator Günther Müller, Kirchenvater Annemarie Iclozan, Kirchenmutter Carmen Foaltin

Stadtpfarrer Bruno Fröhlich, Diakoniebeauftragte Zsuzsanna Nagy, Verwalter Dieter König; alle Fotos zum Bericht: Dieter König

Anmerkung der Redaktion:

Der Schäßburger Gemeindebrief Nr. 36, der auch den Pfarramtlichen Jahresbericht enthält, berichtet über den durch die Coronapandemie verursachten nationalen Notstand, der sich auch auf das Gemeindeleben auswirkt. Bedingt durch die derzeitige Lage mussten die Termine des regelmäßigen Gemeindelebens entweder verschoben werden, wie zum Beispiel die Konfirmation, oder ganz ausfallen. Die Presbyterialkanzlei wurde geschlossen, die meisten arbeiten im

„home office“ oder kommen abwechselnd tageweise ins Büro. Die Kirchen bleiben vorerst für touristische Besichtigungen geschlossen. Schön, dass es mit den elektronisch übermittelten Gottesdiensten und auch dem musikalischen Teil kappt. Dafür danken wir Herrn Stadtpfarrer Dr. Bruno Fröhlich und dem Kirchenmusiker und Organisten Theo Halmen ganz herzlich sowie all denen, die in die Technik der Übertragung eingebunden sind.



Im Rahmen der Feierlichkeiten der Orgeleinweihung fand am 1. Juni 2019 in der Kolsterkirche ein Konzert des britischen Chors der „Birmingham Festival Choral Society“ mit Dirigent David Wynne statt.
Foto: E. Schneider

Übernommene Frühlingsbräuche

Märzchen – Mărțișor – Martenka – Martis – Martakia

Geht man am Ende des Monats Februar durch die Baiergasse in Schäßburg, die Heltauergasse in Hermannstadt, den Marktplatz in Mediasch oder über andere Plätze dieser und der meisten Ortschaften des Landes, stehen dicht beieinander viele Stände mit einem vielfältigen Angebot an „Märzchen“ (rumänisch mărțișor). Es sind kleine Anhänger verschiedenster Anfertigung bestehend aus Frühlingsblumen und Glücksbringern wie Kleeblatt, Fliegenpilz, Hufeisen, Schornsteinfeger, die an ein zweifarbiges weiß-rotes Schnürchen angebunden sind und zum Tag des Frühlings, dem 1. März angeboten werden.

Warum am 1. März, ist doch der Frühlingsanfang eigentlich mit dem 21. März verbunden? Was hat das zu bedeuten und woher kommt dieser Brauch, wo ist sein Ursprung, wie und wann hat er sich verbreitet? Geht man der Sache nach, so kann man feststellen, dass sich um das Märzchen eine Reihe von Legenden und alten Bräuchen ranken, deren „Geheimnisse“ geschichtlich gesehen, sehr weit zurückliegen. Ursprünglich wurde das Märzchen aus einem Seil oder einer Schnur gefertigt, bestehend aus so vielen Fäden wie das Jahr Tage, Wochen und Monate zählt. Die Fäden wurden zu einer zweifarbigem Schnur gedreht, wobei die beiden Farben rot und weiß die warme und die kalte Jahreszeit symbolisieren sollten. Weiß bedeutet Schnee, rot die Sonne, den Übergang vom Winter zum Frühling, wenn die Tage länger werden und soll gleichzeitig auch die Gegensätzlichkeiten des Lebens darstellen. Dabei steht rot für die Liebe und weiß für die Reinheit, die meist mit dem Schneeglöckchen, der ersten Blume des Frühlings verbunden ist. Das Märzchen war im rumänischen Brauchtum ein Geschenk zum 1. März vor dem Tag der „Baba Dochia“, der mütterlichen Göttin des Mondes und der Tag- und Nachtgleiche, gleichzeitig aber auch eine Verkündigung für den nach alten Kalenderregeln festgelegten Beginn des Agrarjahres. Nach einigen Traditionen im Karpatenraum ist der Brauch des Märzchens Teil eines frühen Rituals der Erneuerung der Zeit und des Jahres im Frühling, um den Tag der Geburt und des Sterbens der Baba Dochia (=Großmutter Dochia). Nach alten Legenden ist das Märzchen ein Seil von 365 oder 366 Tagen, das von Dochia gesponnen wurde, während sie die Schafe auf die Gebirgsweiden der Karpaten

trieb. Sie spann den Faden des Lebens im Frühling zur Geburtsstunde des Kalenderjahres (nach dem Ethnologen I. Ghinoiu „Volksbräuche über die Jahre hin“ 1997). Nach anderen Informationen gab es auch Märzchen, die aus einer weißen und einer schwarzen, oder einer weißen und einer blauen Schnur bestanden und zum Datum der Tag- und Nachtgleiche, wenn der Neumond kam, überreicht wurden, also nicht an den 1. März sondern den 21. März gebunden waren.

War es bei den Rumänen im Karpatenraum Großmutter Dochia, die zur Geburt des neuen Jahres den Faden des Jahres zum Frühlingsbeginn spann, so war und ist es bei den Bulgaren die „Baba Martenka“ (=Großmutter „Märzchen“). Der 1. März wird auch als Tag der „Baba Marta“ bezeichnet, nach der bulgarischen Göttin des Monats März, wobei das Wort „Baba“ Bulgarisch Großmutter und „Marta“ März bedeutet, Martenka aber die Verkleinerungsform als liebevolle Bezeichnung der Großmutter Marta/März bedeuten und den einkehrenden Frühling symbolisieren soll.

In Griechenland heißt es Marteniza bzw. Martis, Martia oder auch Martakia. Nach altem Brauchtum trägt man in Griechenland im März, der nach dortiger Auffassung den Sommeranfang einleiten soll, aus weißen und roten Fäden unterschiedlicher Stärke gedrehte oder geflochtene Armbändchen um das Handgelenk. Sie sollen nach vorhandenem Aberglauben vor der heißen Märzsonne aber auch vor dem „bösen Blick“ schützen. Entsprechend dem Volksglauben meinte man, dass die Träger von Märzchen nicht von der Sonne verbrannt würden, dass sie gesund und schön blieben, glücklich seien und ihnen Reichtum beschert werde. Das Bändchen wird in Griechenland solange getragen bis es abfällt oder Ende des Monats am 31. März abgenommen. In anderen Gegenden wird es von Kindern so lange getragen, bis das Kind einen Storch oder eine Schwalbe erblickt, die beide den Frühling einleiten. Dann wird es vom Arm gestreift und an den Ast eines Obstbaums angehängt, damit dieser eine gute Ernte bringe. Sollte das Kind aber weder einen Storch, noch eine Schwalbe erblicken, muss das Armband bis Ende des Monats März getragen werden. Weiter zurückliegend wurde in Griechenland das Märzchen



von Frauen an Männer verschenkt, die sich die Schnur - wie ein Armband - um das Handgelenk banden. Heute bekommen in allen Gebieten, in denen man den Brauch kennt, Frauen das Märzarmband mit angehängten Glücksbringern.

In Bulgarien und Griechenland werden an diesem Tag auch die neu treibenden Zweige, die Weidenbüsche am Ufer der Flüsse oder andere Sträucher und Obstbäume mit weißen und roten verschlungenen Tüchern umwunden, womit man den Wunsch ihres guten Gedeihens verbindet.

Das Märzchen wird in Rumänien und Moldawien am 1. März Mädchen und Frauen geschenkt und meist einen oder mehrere Tage getragen. Ende des 19. Jahrhunderts wurde es von Kindern und Jugendlichen, Mädchen und Jungen getragen, denen ihre Eltern es zum ersten März vor Sonnenaufgang schenkten. Es ist anzunehmen, dass die Wurzeln des Märzchens in vorchristlicher Zeit liegen und von den Thrakern stammt. Was das Datum betrifft, vermutet man, dass es in römischen Zeiten am 1. Tag des neuen Jahres gefeiert wurde, der damals der 1. März war und mit ihm der Frühling begann. Belegt ist der Brauch sowohl bei den Rumänen und der Bevölkerung Moldawiens, als auch bei den Aromunen oder Mazedorumänen (Nordgriechenland, Albanien, Mazedonien, Südbulgarien), Griechen und Bulgaren. Inzwischen ist er aber, wie ich erfahren konnte, auch von anderen ethnischen Gruppen Mittel- und Südosteuropas übernommen worden.

Märzchen bekamen wir in Rumänien als Gabe zum ersten März, anfangs meist von rumänischen Freunden, Kollegen, Nachbarn und Bekannten. Es bürgerte sich etwa um die Mitte des 20. Jahrhunderts auch bei anderen ethnischen Gruppen ein und ist, ohne dass

Stand mit Märzchen; Foto: Erika Schneider

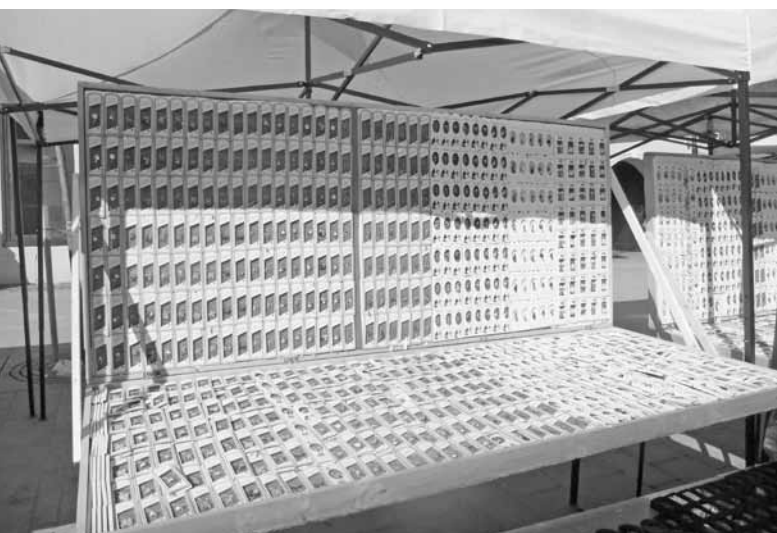


Foto: Marlies Şeitan

**Freunde sind Gärten,
in denen man sich
ausruhen kann.**

Antoine de Saint-Exupery

Formveränderungen aber im selben Geist des Erwachens der Natur existiert.

In jüngerer Zeit haben sich auch weitere „Feiertage“ eingebürgert, die es früher in Schäßburg bzw. in Siebenbürgen, aber auch landesweit nicht gab. Unter ihnen findet neuerlich der Valentinstag am 14. Februar Beachtung, ohne dass man jedoch über seine Wurzeln richtig nachgedacht hat. Der Valentinstag geht auf das Fest des Heiligen Valentins der ersten Jahrhunderte nach Chr. zurück, der weltweit als Patron der Liebenden, der Verlobten und der Bienenzüchter gilt. Laut Legende war Bischof Valentin ein Wunderheiler, bezahlte die Heilung eines römischen Bürgers, schenkte den frisch verheirateten Paaren Blumen aus seinem Garten, traute Soldaten, die nach Gesetz unverheiratet bleiben mussten und zog sich dadurch wohl den Zorn des Kaisers Claudius II. in Rom zu, der ihn am 14. Februar 269 enthaupten ließ. Genau zweihundert Jahre später wurde das Fest des Märtyrers Valentin von Papst Gelasius für die gesamte Kirche eingeführt, im 20. Jahrhundert aber aus dem Römischen Generalkalender gestrichen. Der Valentinstag hat jedoch seinen Ursprung auch im nahenden Frühling und war im Römischen Reich der Göttin Juno, der Beschützerin von Ehe und Familie geweiht. Es ist anzunehmen, dass sich das ältere römische Brauchtum der Antike mit der Geschichte des Märtyrers Valentin mischte, wie es bei vielen sehr alten Bräuchen der Fall ist, bei denen Informationen unterschiedlicher Quellen zusammenkommen. Sinn und Ursprung des Valentinstags bleiben vielen verborgen, da die Tatbestände nicht hinterfragt werden. So ist in seinem Aufkommen in Rumänien auch eher ein kommerzieller Hintergrund zu sehen, wobei sich an den Ständen Herzen und Herzchen verschiedenster Art aus vielfältigen Materialien treffen und vom Luftballon in Herzform bis zu roten, herzförmigen Plüschkissen alles zu finden ist.

Erika Schneider, Rastatt

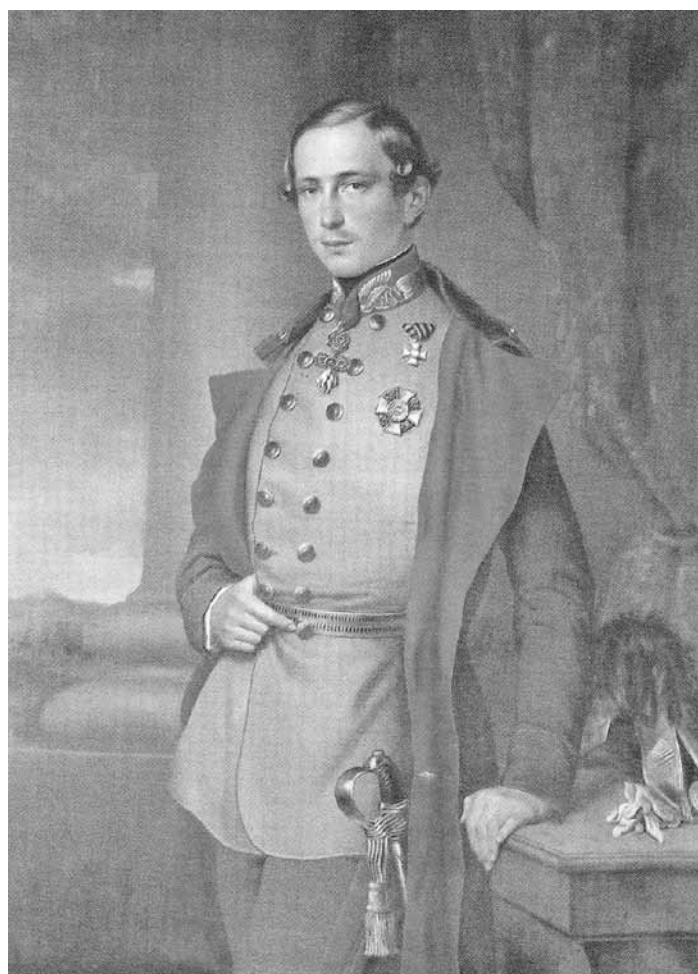
Kaiserbesuch in Schäßburg

Franz Joseph I. legte 1852 den Grundstein zum Skariatın-Denkmal

Von den seltenen Besuchen der Habsburger Kaiser in Siebenbürgen führten nur zwei nach Schäßburg. Den Anfang machte Joseph II. im Jahr 1773. In den Abendstunden des 1. Juni traf er von Reps kommend in der Stadt ein. Der Bericht des Mediascher Notars, Michael Conrad von Heydendorf, der den Kaiser auf dieser Reise begleitet hatte, beschreibt den ehrerbietigen Empfang, den tausende Schäßburger ihrem Monarchen bereiteten. Bürgermeister Georg Schell und Major Wenkheim leiteten die von militärischen Exerzitien geprägten Festlichkeiten. Schon nach 21/2 Stunden verließ der Kaiser die Stadt, um in Ebesfalva (Elisabethstadt) zu übernachten.

1852 begab sich der 21-jährige Kaiser Franz Joseph I. auf eine ausgedehnte Inspektionsreise, die ihn von Wien über Pest in das Banat und nach Siebenbürgen führte. Am 19. Juli traf er in Klausenburg ein und setzte seine Reise über Karlsburg (21.7.), Hermannstadt (23.7.), Kronstadt (28.7.) und das Szeklerland fort. Schäßburg erreichte er am Abend des 30. Juli. Begleitet wurde Franz Joseph von dem Generalgouverneur und Kommandierenden General in Ungarn, Erzherzog Albrecht von Österreich-Teschen, dem Zivil- und Militärgouverneur in Siebenbürgen, Fürst Karl Schwarzenberg und dem Ersten Generaladjutant und Vorstand der Militär-Central-Kanzlei in Wien, Karl Ludwig Grüne Graf von Pinchard.

Der Siebenbürger Bote vom 6. August 1852 beschreibt die feierliche Atmosphäre des Empfangs in Schäßburg. Straßen und Plätze waren mit Blumenkränzen und Fahnen geschmückt. Die ganze Stadt war auf den Beinen. Beim Kanonendonner der Salutschüsse, der in ein festliches Geläut der Kirchenglocken überging, jubelten die Schäßburger der Apostolischen Majestät zu. Bei einbrechender Dunkelheit erleuchteten tausende Lichter die Befestigungstürme der Burg und die ganze Stadt. Auf den umliegenden Höhen loderten Freudenfeuer. Zu später Stunde wurde im großen Saal des von dem Gastwirt Orendi betriebenen geschichtsträchtigen „Stadtwirtschaftshauses“ – es wurde 1874 durch das Stadthaus (Marktplatz 22) ersetzt – ein Festmahl „in großem Stile“ gefeiert, wie Richard Schuller in seinem Buch, „Alt-Schäßburg“ (1934), schreibt. Weiter schreibt Schuller: „Kurze



Kaiser Franz Joseph I., gemalt vom Maler und Fotografen Theodor Sockl (1861), Brukenthalmuseum Hermannstadt, Bildarchiv Konrad Klein

Im Geschäfts- und Wohnhaus Misselbacher (rechts) übernachtete der Kaiser.

Links ist die Spitalskirche zu erkennen;

Foto um 1870, Sammlung Julius Misselbacher



Zeit nach diesem frohen Ereignis stürzte die morsche Saaldecke ein – über dem gesalbten Haupte der Majestät und dem allzeit loyalen Sachsentum der Stadt hatte diesmal ein glücklicher Stern gewaltet.“ Es muss eine göttliche Fügung gewesen sein, dass es keine Opfer gegeben hat. Wahrscheinlich ist das Malheur dem Kaiser nie zu Ohren gekommen.

Die Übernachtung des Kaisers stellte Schäßburg vor eine besondere Herausforderung, da für den hohen Besuch kein Hotel als standesgemäße Unterkunft zur Verfügung stand. Man entschied, den Gast im Hause des zu Wohlstand gekommenen Kaufmanns Misselbacher unterzubringen. Das war eine gute Wahl, bei der es allerdings eine weitere Schwierigkeit zu überwinden gab: Das Geschäfts- und Wohnhaus auf der Oberen Marktzeile 38, dem späteren Postgebäude, in dem sich heute das Hotel „Gasthaus Alte Post“ befindet, war zwar mit einer Wandheizung und dem ersten Parkettboden der Stadt ausgestattet, für menschliche Bedürfnisse musste man aber, wie damals üblich, das Haus verlassen und das stille Örtchen – es dürfte sich um ein Plumpsklo gehandelt haben – auf dem Hof aufsuchen. Misselbacher ließ sich kurzerhand einen speziell für diesen Besuch angefertigten Leibstuhl aus Wien liefern. Die Kinder brachte er bei Verwandten unter und räumte die nunmehr mit dem Leibstuhl ausgestattete Wohnetage mit Altan für die Unterbringung des Kaisers. Aus Briefen

Misselbachers ist zu entnehmen, dass Franz Joseph mit der Logis zufrieden war, auch wenn er dem Hausherrn „kaum einen Blick gewährte“. Graf Grüne hingegen zeigte sich gesprächsbereit und erkundigte sich sogar nach Wünschen des Wirts.

Der Leibstuhl hat Franz Joseph bei der Übernachtung in Schäßburg wertvolle Dienste geleistet. Mit hoher Lehne ausgestattet, kunstvoll furniert, der ovale Ausschnitt in der Sitzfläche mit Samt gepolstert, barg der Stuhl in dem zum Boden geschlossenen Teil unsichtbar einen kupfernen Einsatz. Das exquisite Mobiliar und seine Zweckbestimmung war den Schäßburgern nicht verborgen geblieben und forderte ihren Humor geradezu heraus. Überliefert ist die Anekdote, wonach Bürger der Stadt sich die Hinterlassenschaft des Kaisers nach dessen Abreise zeigen ließen und eindeutig den Doppeladler erkannt hätten. Dem Leibstuhl war ein langes Leben beschieden. Über Jahrzehnte wurde er an gebrechliche Personen in der ganzen Stadt verliehen und trug für so manchen zur Verbesserung der Lebensumstände bei. Bis 1948 befand er sich in gutem Zustand. In den Wirren der Enteignung, verliert sich seine Spur. Den Kupfereinsatz konnte Julius Misselbacher allerdings retten und als Luftbefeuchter in seinem Zimmer auf den Kanonenofen stellen.

Am Morgen des 31. Juli um 8 Uhr stand für Franz Joseph die Grundsteinlegung für das Skariatin-Denkmal auf der Weißkircher Au – dem eigentlichen Anlass seines Besuchs in Schäßburg – auf dem Programm. Grigorij Jakowlewitsch Skariatin war General der russischen Interventionstruppen, die im Revolutionsjahr 1849 von den Österreichern im Kampf gegen die ungarischen Aufständischen unter General Josef Zacharias Bem zur Unterstützung nach Siebenbürgen gerufenen worden waren. In den Morgenstunden des 31. Juli 1849 kam es vor den Toren Schäßburgs auf der Weißkircher Au zur Schlacht zwischen den Revolutionären und den russischen Truppen, bei der Skariatin den Tod fand (siehe SN Folge 40, Dezember 2013, Seite 45 – 48). Bem erlitt eine schwere Niederlage und konnte nur mit Mühe und Not entkommen. Unter den 2000 Gefallenen seiner Einheiten befand sich auch der ungarische Nationaldichter Sándor Petöfi. Der Kaiser wollte mit der Grundsteinlegung in der Todesstunde des Generals auf den Tag genau drei Jahre nach dessen Tod auf dem Schlachtfeld seine Anerkennung und Dank an die russischen Verbündeten zum Ausdruck bringen. Um 9.30 Uhr endete die Zeremonie der Grundsteinlegung und der Kaiser eilte nach Neumarkt am Mieresch (Tirgu Mures) weiter. Der österreichische Bildhauer Johann Meixner erhielt den Auftrag für die Ausführung des Skariatin-Denkmals. Am 27. September 1853 wurde es vom orthodoxen Bischof Andrei Şaguna geweiht.

Das Monument mit dem schlafenden Löwen auf einem Sarkophag und den deutschen und russischen Inschriften stand viele Jahre einsam auf einer leichten Anhöhe über der grünen Weißkircher Au und war für die Schäßburger ein beliebtes Ausflugsziel. 2003 wurde das Gebiet um das Denkmal ohne jegliche Auflage für den Wohnungsbau erschlossen. Die Bauarbeiten wurden rücksichtslos vorangetrieben und das Denkmal geriet in einen unwürdigen, bedenklichen Zustand (siehe SN Folge 30, Dezember 2008, Seite 10). 2013 konnte aufgrund einer Initiative über die Russische Botschaft eine finanzielle Unterstützung für den Erhalt erwirkt werden. Geplant war, das Skariatin-Denkmal abzubauen, es zu restaurieren und auf dem Sowjetischen Heldenfriedhof im Park der orthodoxen Kathedrale wieder aufzubauen. Das aber ist bis auf den heutigen Tag nicht geschehen.

Lars Fabritius, Mannheim



Das überdachte Skariatin-Denkmal um ca. 1895. Foto aus den Alben von H. G. Roth



Das Skariatin-Denkmal im März 2020; Fotos: Andrea Rost



Zwei ungleiche Greißlerei Kollegen

Erzherzog Leopold von Österreich- Toskana, genannt Wölfling und meine Urgroßmutter Regine Seraphin, genannt Griefsi

Siebenbürgen war über zwei Jahrhunderte ein eigenständiges Großfürstentum und anschließend über mehr als weitere zwei Jahrhunderte ein Kronland der Monarchie Österreich. Eingebettet in diesen schönen Landstrich lag unsere geliebte Vaterstadt Schäßburg - so wie unser Dichter Erwin Wittstock das so trefflich zum Ausdruck bringt:

„Kockelburg liegt zwischen Buchenwäldern, Obstgärten und grünen Lehnen in einer traulichen Senke, und da man die Mitte einer Landschaft als ihr Herz zu bezeichnen gewohnt ist, könnte mit diesem Bild zutreffend gesagt werden, daß es die <<Herzgrube>> des Sächsischen Siebenbürgens darstellt...“

Der Umgang mit der Österreichischen Staatsmacht war über die Zeit nicht immer einfach, nicht zuletzt auch deswegen, weil wir Siebenbürger Sachsen von Wien aus betrachtet, nur als eine Minderheit wahrgenommen wurden, aber vorher als eine der drei Staatstragenden Nationen das Großfürstentum Siebenbürgen regiert haben! Dann gab es noch die unterschiedliche Religionszugehörigkeit: das Österreichische Habsburger Kaisertum war streng katholisch, die Siebenbürger Sachsen evangelisch.

Kaiserin Maria Theresia hatte in ihrem religiösen Eifer, die Enteignung, teils sogar auch mit Fortnahmen der Kinder von ihren leiblichen Eltern und anschließender Deportation mit Zwangsansiedlung, der evangelischen Bevölkerung - der sog. „Landler“, aus dem mehrheitlich katholischen Kärnten in das evangelisch-sächsische Siebenbürgen dekretiert. Solch hartes Schicksal ereilte auch die Familie des Adam und der Anna Grünanger im Jahre des Herren 1755, die aus Spittal in Kärnten nach Broos in Siebenbürgen kamen. Dies waren die Urgroßeltern, der hier im weiteren beschriebenen Greißlerei Besitzerin Regine Seraphin.

Von diesen zwei Gegenpolen will ich hier anhand eines Vergleichs von „Zwei ungleichen Greißlerei Kollegen“ berichten, ohne zu urteilen, wer dabei Oben oder Unten ist. Mögen die Leser dies selbst entscheiden.

Greißler ist der, vor allem ostösterreichische Begriff, für einen kleinen Lebensmittelhändler. Das Geschäftslokal selbst wird häufig als Greißlerei bezeichnet, geführt auch als Feinkostladen-Delikatessen, Spezereiwaren-Lebensmittel allgemein oder Gemischtwarenhandel. Vergleichbar sind diese Kleingeschäfte mit dem Tante-Emma-Laden in Deutschland.

Greißlerei Kollege Nr. I:

Meine Urgroßmutter, Regine Caroline Seraphin geb. Graef gen. Griefsi (Schäßburg 1832-1920), führte nun solch eine Greißlerei in Schäßburg in Siebenbürgen am „Seraphin'schen Eck“ - das sind die Eckhäuser und Gärten am Zusammentreffen der Hintergasse Nr. 24-26 mit der Kleingasse Nr. 21-23 (letztere vor 1900 als Untere Schaasgasse Nr.459, Nr.460, Nr.461-abgetr.) von wo auch das Knopfgässchen seinen Ursprung nimmt. Damals gehörte dies gesamte Areal der namensgebenden Familie Seraphin. (Abb. S. 18)

Ihr Ehemann und Familienvater Johann Georg Seraphin (Schäß-



burg 1825-1901) entstammte einer alten siebenbürgisch-sächsischen Familie von Handwerkern, Pfarrern, Königsrichtern, und sogar drei Bischöfen sowie einem Sachsen- grafen/Comes, dessen Frau als Hexe 1643 in Hermannstadt verbrannt wurde. Allerdings waren diese Zeiten längst vorbei, und so hatte der spätere Familienvater Johann Georg Seraphin das Weberhandwerk erlernt und auch als Meister in der Hintergasse-Eck- Kleingasse ausgeübt, wo eine Vielzahl an Webstühlen in den Häusern klapperten, bis

das aufkommende Industriezeitalter sie alle hinweggraffte. Er schlug daraufhin die Laufbahn eines Magistratsbeamten der „Freien und Königlichen Stadt Schäßburg“ in der Funktion des „Stadtcassier“ ein. Als geachteter und rechtschaffener Bürger seiner Vaterstadt, wurde ihm das verantwortungsvolle Ehrenamt des „Städtischen Waisenvater“ zusätzlich anvertraut.

Die Greißlerei Seraphin.

Da sich die Familie ständig vergrößerte, um bis zuletzt mit 14 (vierzehn) Kindern gesegnet zu sein, musste noch eine andere Erwerbsquelle her, und so eröffnete seine Frau Regine Seraphin eine Greißlerei, an diesem so vorteilhaft gelegenen Platz.

Ihr Enkelsohn - mein Vater, der Uhrenmachermeister Reinhold Schneider (1912-1991) beschreibt diese kleine Welt recht anschaulich in seinem Buch „Nur die Erinnerung bleibt zurück. Erzählungen“ Hrsg. von Rolf & Barbro Schneider 1994: Der freie Platz, wo sich Hinter-, Schaaser-, Knopf- und Kleingasse treffen, bot sich als günstiger Stand einer Greißlerei geradezu an; also wurde das Geschäftslokal kurzentschlossen ausgebaut und besteht fast unverändert bis heute. Hier hat dann Griefsi bis 1905 die Greißlerei betrieben. Durch ihre ruhige, freundliche Art und korrektes Wesen fand sie regen Zuspruch, auch von entfernt wohnenden Kunden. Kurz nach ihr versuchte auch Katz, der feste Nachbar in der Kleingasse, sowie Bielz, der Nachbar gegenüber, es mit Greißlereien, aber ohne Erfolg. Für eine Frau, die niemals ein Geschäft betrieben hatte und außerdem für die so zahlreiche Familie zu sorgen hatte, ist es eine außergewöhnliche Leistung gewesen, die ich noch heute bewundere. Das lange Warten und Schlangestehen war damals noch nicht üblich; jeder wurde prompt, ehrlich und freundlich bedient, so dass er gerne wiederkam und treuer Kunde wurde. Wenn das alles klappen sollte, musste man schon auf Draht sein, denn alles wurde in kleinsten Mengen verlangt, und wohlgeordnet bei der Hand sein.

Was es da alles zu kaufen gab möchte ich hier aufzählen: Mehl und Zucker, Pfeffer und Salz, Pigment, Paprika, Pimpernell (einheimisches Gewürz- u. Zierkraut), Pistazien, Nägelein, Lorbeerblätter, Zimt, Kümmel, Alkermes (roter Farbstoff), Sago (Mehl aus dem Mark der Sagopalme), Griefs, Reis, Graupen, Wurmzucker (Heilmittel), Floh Eier (kl. Bonbons: Liebesperlen), Schneepussel (Baiser), Süßholz (Heilmittel), Bärenreck (Lakritz), Kandelzucker (Kandiszucker), Zitronen-, Himbeer-, Pfefferminz- und andere Bonbons, Tabak und Pfeifen, Peitschen, Bürsten, Besen, Nägel, Schuhbandel, Nadeln, Haarnadeln, Perlen, Seidenbändchen, Zwirn, Spagat (grober Bindfaden),

Rebschnur (starke Schnur od. dünnes, sehr festes Seil), Gummiband, Lampendocht, Soda und Sodawasser, Pottasche, Backpulver, Vanillestangen, Sultaninen, Korinthen, Rosinen, Franzbranntwein, Brillantin, Margit Creme, Bartwachs und Binden, Blauwasch, Schuhcreme und Wagenschmiere, Sidol (Reinigungsmittel), Federweiß (feines Alaunpulver, Schneiderkreide), Petroleum, Olivenöl, Essig, Wecken, Semmeln, Kaisersemeln, Brezen, Wurst, Käse, Paprikaspeck, Wein in verkorkten Flaschen, Wasch- Kern- Schicht-, Liebfrauenmilch-seife und noch vieles, das ich längst vergessen habe. Außerdem wurde in Fenster und Bilderrahmen Glas eingeschnitten und verkittet, Bilder nach einer Musterkarte auf Bestellung eingerahmt, die Mangel wurde noch immer betrieben und Großvater reparierte nach Feierabend die Weberschiffchen, der noch verbliebenen Kleinweber.

Morgens, schon vor sechs, warteten einige Bauern aus der Schaasergasse ungeduldig aufs Öffnen, um an der kleinen Theke einen Altsch mit Rum, Zwetschen, Korn, Pfefferminz, Treber, Lager oder Magenbitter zu kippen. Bezahlt wurde nur ausnahmsweise mit Geld; ein Säckchen Bohnen oder zwei Eier, die der Bauer heimlich aus dem Nest holte, wurden gerne in Zahlung genommen. Schauergeschichten von unerklärlichen Diebstählen aus verschlossenen Kammern, oder dem großen Eierdieb, der wenn er überrascht wurde, ein Gift nach hinten spritzte, von dem man erblinde - wurde in der Gasse erzählt. Kein Wunder, daß sich die Bäuerinnen nicht mehr in Stall und Scheune getrauten und die Männer freie Hand im Hühnerneest hatten.

Grießi wird oft geschmunzelt haben, da sie die Feuerlinge allzu gut kannte. Wurde irgendwo ein niedliches Wieselchen gesehen, führte man eine regelrechte Treibjagd nach dem armen Tierchen. Es sollen manchmal auch ganze Hühner verschwunden sein, doch zur Genugtuung der Männer stellten sich diese nach drei Wochen mit fünfzehn hungrigen Küken vor der Küchentür wieder ein. Dies alles wurde dann an der Theke breitgetreten und dabei noch ein Stamperl gekippt. Aber auch die Bäuerinnen, oft ohne Geld, brachten gerne Erbsen, Bohnen oder Eier. So füllte sich die große Truhe auf dem Aufboden einige Male im Jahr und wurde an den jüdischen Händler Blau aus der Hüllgasse verkauft, der dies an die ungarische Armee weiter verkaufte. Die Eier kaufte Herr Auer aus dem Haingässchen sehr gern, denn sie waren immer frisch, da sie ja direkt aus dem Nest kamen. Auch die Kinder mussten fleißig helfen, Tüten kleben, Pfeffer mahlen, Salz klopfen oder Bestellungen erledigen. Dennoch blieb auch fürs Spiel noch Zeit genug, dabei aber musste man auf die kleineren Geschwister sorgen.

Regine Seraphin schenkte 14 Kindern das Leben, von denen acht das

Erwachsenenalter erreichten, darunter auch meine Großmutter Emilie Therese (1877-1951). Emilie kaufte von ihrer Mutter Regine einen Teil des „Seraphin'schen Ecks“ und baute darauf 1911 unser Schneider – Familienhaus im Jugendstil, in der Hintergasse Nr. 24.

Die Greißlerei führte sie bis ins hohe Alter und verkaufte sie danach an die Familie Stürzer, die sie bis zur Enteignung/Nationalisierung 1949 weiterführten. Danach kam die Greißlerei in Staatshand unter der Benennung „Alimentara“ (Lebensmittelgeschäft) – ihr erster Geschäftsführer war Herr Reschner. Hier stand dann meine Mutter Olga Schneider (1914-2003), zusammen mit anderen Nachbarinnen oft stundenlang in der Schlange, um die eine oder andere Mangelware mit Mühe und Not zu ergattern. In Siebenbürgen, wo einst „Milch und Honig floss“ fehlte es im Kommunismus an fast allem. Das Geschäft überstand auch die Wende von 1989 und unter wechselnden Nutzern hat es die letzten 150 Jahre bis in die heutigen Tage wohlbehalten überstanden.

Die Urgroßmutter und Greißlerei-Besitzerin starb im gesegneten Alter von 88 Jahren, hochverehrt von ihren vielen Kindern und Enkelkindern, die ihr und ihrem Mann, dem Stadtcassier, in Dankbarkeit und zu ewigem Gedenken einen Obelisk aus schwarzem Granit auf ihre letzte Ruhestätte am Schäßburger Bergfriedhof setzten.

Soweit zu Greißlerei Kollege Nr. I; Urgroßmutter Regine Seraphin, genannt Grießi und nun zu: Greißlerei Kollege Nr. II: Erzherzog Leopold von Österreich-Toskana gen. Wölfling.

Er war der Urenkel des Kaisers des Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation Leopold II. aus dem Hause Habsburg (Wien 1747-1792), in dessen ehrfurchtsvollem Gedenken ihm auch sein erster Taufname „Leopold“ gegeben wurde.

Als sich die Einigung Italiens zum Nationalstaat abzeichnete, verließ Leopolds Familie die Toskana und ließ sich in Salzburg nieder. Hier wurde Erzherzog Leopold 1868 geboren. Von Kaiser Franz Joseph I. (Wien 1830-1916) erhielt die Familie eine fürstliche Unterstützung und Erzherzog Leopold eine ausgezeichnete Ausbildung insbesondere in Sprachen und Mathematik. Er begann seine Karriere – wie viele andere Mitglieder seiner Familie – als Seekadett bei der k.u.k. Kriegsmarine in Pola an der Adria, wo er 1890 zum Linienschiffs-Fähnrich befördert wurde.

Zu gleicher Zeit war auch mein Großvater Gustav Adolf Schneider (Schäßburg 1875-1961), zukünftiger Schwiegersohn von Grießi, an derselben k.u.k. Kriegsmarineschule im Österreichisch-Ungarischen Kriegsmarinehafen Pola, um das Patent eines Maschinen-Maats zu erwerben. Für beide so unterschiedliche Männer endete dieser Lebensabschnitt jedoch tragisch: Kaiser Franz Joseph untersagte Erz-

Seraphin Eck 2002 Schäßburg, Foto: Dr. Rolf Schneider



Erzherzog v. Österreich Leopold gen. Wölfling vor seiner Greißlerei



herzog Leopold seine Auserwählte Elvira Maria Theresa – Tochter des Spanischen Thronprätendenten Don Carlos VII. – zu heiraten, da er nicht in die verworrene, spanische Innenpolitik hineingezogen werden wollte. Mein Großvater Gustav Schneider erkrankte an einem Lungenleiden und musste seinen Lebenstraum an die Seefahrt aufgeben.

Ein weiterer Erzherzog, namens Franz Ferdinand (geb.1836), damals Zweiter in der Kaiser-Thronfolge und später, – am 28. Juni 1914 in Sarajevo ermordet, (das Attentat, das den I. Weltkrieg auslöste), unternahm 1892-1893 mit einem Wissenschaftlerteam eine Weltreise mit dem Schiff „SMS-Kaiserin Elisabeth“. Erzherzog Leopold durfte ihn begleiten, kam aber mit dem Vorrang seines Verwandten nicht zurecht und titulierte ihn an Bord „Möchtegern Kaiser“. Auf Geheiß von Kaiser Franz Joseph wurde er daraufhin in Sydney ausgesetzt. Nach seiner Rückkehr erlaubte er sich weitere Eskapaden; er zeugte mit einer Frau ein uneheliches Kind, wollte aber gleichzeitig eine Prostituierte namens Wilhelmine Adamovic heiraten. Dies brachte ihm den Zorn des Kaisers erneuert ein und daraufhin versetzte er ihn, in den entferntesten Teil der Doppelmonarchie, nach Przemysl in Galizien. Dies ist eine Grenzfestung zu Russland, die einige Jahre später im I. WK hart umkämpft wurde, Kämpfe, an denen auch mein Großvater Gustav Schneider bei der k.u.k. Feldpost sein Leben wegen der gescheiterten Politik der damaligen Großmächte aufs Spiel setzen musste. Viele Jahre später sagte mal einer meiner besten Chefärzte Dr. Huhnt zu mir/Rolf: „Hätten die vier Kaiser von Österreich, Deutschland, England und Russland, die untereinander Vettern waren, gemeinsam einen Cognac getrunken, wäre es nicht zur Urkatastrophe des 20.Jh. gekommen.“

Im Endeffekt reist Leopold mit Wilhelmine 1902 in die Schweiz und schreibt aus Zürich an den Kaiser: „Ich bitte Eure Majestät, meine Stellung und Rang als Erzherzog ablegen und den Namen Wölfling annehmen zu dürfen.“ Der Kaiser entspricht seiner Bitte und regelt seine finanzielle Versorgung aus dem Familienversorgungsfonds Habsburg. (Abb. 4)

Hier kommen sechs weitere Siebenbürger Sachsen ins Spiel, die die Freigeister-Kolonie „Monte Verità – Berg der Wahrheit“ bei Ascona in der Schweiz – mit weiteren Gleichgesinnten gründen. Es sind die drei Brüder Gräser: 1. Gusto (Kronstadt 1879-München 1958) - Naturapostel, Dichter und Zeichner, 2. Karl - Offizier und Maler, 3. Ernst – Maler und Grafiker, zusammen mit drei Schwestern der Familie Neugeboren: 1. Ida – Pianistin, 2. Jenny – Opernsängerin, 3.Hilde - Schriftstellerin. Der „Monte Verità“ wurde in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhundert zu einem bekannten Treffpunkt

Seraphin Familie 1891, Foto: Familienarchiv Dr. Rolf Schneider



von Lebensreformern, Pazifisten, Künstlern, Schriftstellern sowie unterschiedlicher alternativer Bewegungen für freie Liebe, Anarchie, Nudismusten, Vegetarismus, Ausdruckstanz etc. Die Liste der Teilnehmer ist lang, darunter: Nobelpreisträger Hermann Hesse (schreibt darüber den Roman „Demian“), Ernst Bloch, Nobelpreisträger Thomas Mann, Nobelpreisträger Gerhart Hauptmann, Hans Arp, Else Lasker-Schüler, Käthe Kruse, Eduard von der Heydt und eben auch Erzherzog Leopold, gen. Wölfling.

Vor seinem Ausstieg aus dem bürgerlichen Leben war der Siebenbürger Sachse Karl Gräser Offizier in der österreichischen Festungsstadt Przemysl in Galizien stationiert, wo er Bekanntschaft mit Erzherzog Leopold machte. Beide empfanden tiefe Verachtung für den soldatischen Drill, „die geistlose Zurichtung des Körpers wie des Verstandes zu militärischen Zwecken“ und gründeten die Vereinigung „Ohne Zwang“. Karl wurde der Geschäftsführer und Leopold ihr Präsident. Nach Quittierung ihres militärischen Dienstes, trafen beide in der Schweiz aufeinander, mit dem Resultat, da sich Leopolds Ehefrau Wilhelmine den Siedlern auf dem Monte Verità, Gusto und Ernst Gräser anschloss, was mit zum Ende ihrer Ehe mit Leopold führte.

Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 meldete sich Leopold zum Dienst der k.u.k. Armee, wurde aber auf Entscheidung des Kaisers abgelehnt. Nach dem verlorenen Krieg geriet er immer mehr in Schulden, da die Apanagen aus dem Habsburger Familienfonds nicht mehr flossen. 1922 adoptierte er seine uneheliche Tochter Luise. Es folgten Jahre ohne Geld und da Wölfling keine für ihn geeignete Erwerbsarbeit fand, eröffnete er im Oktober 1926, gemeinsam mit seiner Tochter Luise, in einem Gemeindebau der Stadt Wien in Kaisermühlen an der Donau im 2. Bezirk eine Greißlerei – und wurde so zum Greißlerei Kollegen meiner Urgroßmutter Seraphin.

„Der ehemalige Erzherzog Leopold von Toskana als Greißlereibesitzer“, so zu lesen in der „Badener Zeitung“ vom 30. Okt. 1926:

„Leopold Wölfling, der ehemalige Erzherzog Leopold von Toskana, der seit seinem Verzicht auf den Erzherzogtitel alle möglichen Berufe ergriffen hatte, ist nunmehr als Inhaber einer Greißlerei in der Vorstadt Kaisermühlen gelandet. In einem der Stadt Wien gehörenden Hause in Kaisermühlen befindet sich seit einigen Tagen eine Spezerei- und Delikatessenhandlung, die auf den Namen Luise Böhm (bekanntlich die Adoptivtochter Leopold Wölflings) lautet, die die Konzessionärin ist. Leopold Wölfling ist im Geschäfte selbst tätig und bedient seine Kunden, die zumeist aus Donaumatrosen und Kutschern bestehen“.

Der ehemalige Erzherzog schnitt nun für seine Kundschaft Wurst auf. Aber auch hier hatte er kein Glück und musste die Greißlerei aufgeben – zurück blieb nur ein Berg Schulden.

Die Republik Österreich lehnte es ab, ihm eine „Gnadenpension“ zu geben. Seinen Lebensabend verbrachte er, mehr schlecht als recht, in Berlin, wo er 1935 im Alter von 66 Jahren verstarb. Er wurde am „Friedhof III der Jerusalem- und Neuen Kirche“ in Berlin-Kreuzberg beigesetzt, wo sein Grabmal samt Grabkreuz auch heute noch stehen. Das Kreuz trägt die Inschrift: „Die Auferstehung erwartend ruht hier Leopold Wölfling (...) Erzherzog v. Oesterreich“.

Literatur:

- Reinhold Schneider. „Nur die Erinnerung bleibt zurück. Erzählungen“, Hrsg. Dr. Rolf Schneider, Barbro Schneider – Oberhausen/Rheinl. 1994. Deutsche Nationalbibliographie: DNB 94.335497.8; -Leopold Wölfling, Wikipedia, 10. 3. 2020; -Karl Gräser (Offizier), Wikipedia, 10.3. 2020; -Badener Zeitung, Baden bei Wien - 30. 10. 1926, Seite 5./ Österreichische Nationalbibliothek

*Alle Bilder: Fotosammlung des Verfassers
Dr. Rolf R. Schneider, Oberhausen/Rheinland*

Der Guttemplerorden und seine Präsenz in Schäßburg zu Beginn des 20. Jahrhunderts

Vorbemerkung:

Dieser Beitrag ist ein Auszug aus einem umfangreichen Aufsatz von Dr. Nicolae Teşculă über den Guttemplerorden. Zur Sprache kommt der Teil des Aufsatzes, in dem der Autor die Geschichte des Ordens im siebenbürgischen Umfeld und in Schäßburg herausarbeitet. Die hier zusammengefassten Informationen sollen zum besseren Verständnis des nachfolgenden Textes beitragen.

Die Guttempler sind 1851 in Utica im Staat New York/USA als Abstinenzorganisation unter dem Namen „Order of Good Templars“ gegründet worden. Sie setzten sich von Anfang an für die Gleichberechtigung der Rassen und der Geschlechter ein. Heute sind die Guttempler eine internationale Organisation, deren Name offiziell IOGT International (IOGT steht für International Organization of Good Templars) lautet. Sie sind in über 60 Ländern aktiv. Die Guttempler sind politisch ungebunden, es gibt weder religiöse noch weltanschauliche Schranken. IOGT betrachtet Alkohol und Drogen als eine ernste Bedrohung für die Würde und Freiheit der Völker und ihrer Gesellschaften und versteht sich als Präventions- und Selbsthilforganisation bei Alkoholproblemen.

Die Redaktion

Aus dem nordamerikanischen Raum überquerte der Orden den Atlantik und gelangte nach Großbritannien und in die deutschen Länder. Die Etablierung des Ordens im Deutschen Reich folgte einer schnellen Entwicklung. Nach der ersten erwähnten Templerloge „Pionier“ 1883 erschien bereits 1888 die erste Große Loge der Guttempler in Deutschland und die zweite folgte ein Jahr später.

Bis zur Präsenz des Ordens in der sächsischen Umgebung Siebenbürgens war nur ein kleiner Schritt. 1899 wurde in einer Beilage der Wiener Ärztezeitung von einem gewissen Dr. Zerbes ein Artikel gegen den Konsum von Wein veröffentlicht. Dieser Artikel fand große Beachtung in der sächsischen Elite. In gleichem Sinne hielt der Mediascher Arzt Heinrich Siegmund am 2. Juni 1899 anlässlich der Lehrerversammlung der Evangelischen Schulen eine Vorlesung mit dem Titel „Alkohol und Schule“ und nahm das Thema wenige Tage später unter dem Titel „Über geistige Getränke“ wieder auf. In beiden Vorlesungen sprach er über die schädlichen Wirkungen des Konsums von Alkohol im sächsischen Umfeld. Seine Ideen fanden Anklang beim Direktor der Evangelischen Schule in Reps, Johann Rehner, und beim evangelischen Pfarrer in Bistritz, Gottlieb Budaker. Heinrich Siegmund legte 1902 eine Zeitschrift mit dem Titel Volksgesundheit auf, deren Profil der Kampf gegen die Geißel des Alkohols war. Am 10. Oktober des selben Jahres erschien in den Zeitungen eine Anzeige, in der für die Gründung einer antialkoholischen Gesellschaft, genannt Alkohol-Enthaltbarkeit-Verein für Volkswohl und Volkserhaltung, geworben wurde. Am 4. Januar 1903 schuf man in Mediasch mit 51 Mitgliedern das Fundament des Vereins.

1904 traf aus Hamburg kommend der erste Guttempler, ein gewisser Epilinus, in Siebenbürgen ein. In der ersten Ausgabe der Zeitschrift Volksgesundheit stellte Dr. Siegmund 1904 zum ersten Mal den Guttemplerorden vor. Ein Jahr später, am 1. Juni 1905, gründete das Ehepaar Gerken – sie waren aus Berlin kommend über Bukarest nach Kronstadt gereist – die erste Loge unter dem Namen „Honterus“ Nr. 1 in Kronstadt. Schon am 18. Juni 1905 folgte in Mediasch die zweite Loge „Volksgesundheit“ Nr. 2 und am 19. Mai 1906 in Hermannstadt die Loge „Brukenthal“ Nr. 3.

Schäßburg sollte bald folgen. Am 10. Mai 1908 wurde die Loge „Steilauwacht“ Nr. 16 aus der Taufe gehoben. Im Zusammenhang mit dem Entstehen der Loge in Schäßburg spielte der Beamte der Krankenversicherung aus Budapest, Viktor Knaller, eine wichtige Rolle. Er gründete die neue Loge mit einer Anzahl von 14 Mitgliedern. Aus Anlaß dieses Ereignisses schrieb die lokale Presse: „Sonntag den 10. Mai findet die Stiftung der ersten Loge des I.O.G.T. Ordens in Schäßburg statt. Näheres bei Herrn Friedr. Gutt, Baiergasse nr. 116, wo auch die Anmeldung neuer Mitglieder entgegengenommen wird.“

Die Aktivitäten der Loge wurden in der Presse wiedergegeben. 1909 verbreitete die wöchentlich erscheinende Schäßburger Zeitung folgende Information: „Die hiesige Guttempler Loge „Steilauwacht“ hielt am 9. d. M. ihr erstjähriges Stiftungsfest ab, zu welchem Gäste aus nah und fern erschienen waren. Nachmittags fand in der evang. Knabenbürgerschule die Festsitzung statt, an welcher die Guttempler vollzählig teilnahmen. Abends fand im Pavillon des Mühsam'schen Gartens ein gelungener Familienabend statt. Mehrere Mitglieder des Jungendbundes, unter Leitung ihres Chorleiters Herrn Joh. Marsch, trugen durch Gesangsvorträge zum Gelingen des Abends viel bei. Nachdem die Hochtempler R. Knaller die Festgäste begrüßt hatte, hielt Großtempler W. Morres die Festrede, in welcher er die Bedeutung des Ordens hervorhob und den Anwesenden den Beitritt wärmstens empfahl. Den Schluß bildete ein animiertes Tanzkränzchen, welches bis 4 Uhr morgens währte.“

Die Anfänge waren schwierig. Audienzen beim damaligen Bürgermeister, Dr. August Leonhardt, führten zu dem Ergebnis, dass der Orden eine Unterkunft in der Unterstadt fand, in einem ehemaligen Sitzungsraum der Stadt, der im Mittelalter den Fleischern als Halle gedient hatte (heute Hermann Oberth Str. 7). Dank der von Árpád Fazékas gewährten Unterstützung konnten die Räumlichkeiten hergerichtet und die Versorgung mit fließendem Wasser sichergestellt werden, während die Stadt den Anschluß an das elektrische Netz übernahm. Neue Fenster wurden eingesetzt, die Zimmer wurden gestrichen und der Fußboden mit Brettern ausgelegt.

Diese Arbeiten erlaubten am 13. November 1910 die Gründung einer Jugendloge. Sie trug den Namen „Jung-Schäßburg“ und befand sich unter der Schirmherrschaft des Schäßburger Presbyteriums der Evangelischen Kirche A.B. Geleitet wurde sie von der Lehrerin Emilie Graef.

Zu diesem Ereignis der Loge schrieb die Schäßburger Zeitung vom 13. November 1910: „Die Stiftung der Jugendloge Jung-Schäßburg“ findet nachmittags 5 Uhr in der ev. Knabenbürgerschule A.B. bei freiem Zutritt statt und sowohl zu dieser als auch zur heiteren Abendunterhaltung sind alle Freunde und Gönner der guten Bestrebungen dieses Ordens auch an dieser Stelle zum Besuche nochmals freundlichst eingeladen.“

Das wachsende Interesse in der Bevölkerung der Stadt löste am 10. September 1911 die Gründung der zweiten Loge „Volkswohl“ Nr. 18 mit 17 Mitgliedern aus, bei der ebenfalls Dr. Heinrich Siegmund aus Mediasch eine wichtige Rolle gespielt hat. Ende 1913 hatte die Loge „Steilauwacht“ Nr. 16, 33 Mitglieder und ein Kapital von 209,52 Kronen, und die Loge Volkswohl, Nr. 18, 24 Mitglieder mit einem Kapital von 386,46 Kronen. In dieser Periode frequentierten 211 Personen die beiden Logen.

Die Gründung der zweiten Loge wurde in der Lokalpresse gewürdigt. Aus diesem Anlaß fand eine Versammlung der Bezirksloge



Schäßburger Guttempler im Innenhof des Stadthausaales (um 1907) Das Foto wurde von Herbert Letz entdeckt und von Walter Lingner der Redaktion zugesandt

statt: "Der zweite Distrikt des I.O.G.T. ist am 10. d. M. zu einer Sitzung zusammengetreten, zu welcher Logen von Hermannstadt, Mediasch und Bistritz ihre Vertreter entsendet haben. Nach dem gemeinschaftlichen Mittagessen im „Weißen Lamm“ folgte die Sitzung der Distriktloge im Garten „Eldorado“ unter dem Vorsitze des D.T. Dr. Heinrich Siegmund aus Mediasch." Weiter erfahren wir, dass: "... die Einschreibungsgebühr für männliche Mitglieder samt Knopf wurde mit K. 3,40, für weibliche Mitglieder samt Knopf mit K. 3,-, Ehepaare samt Knöpfe mit K. 5,- festgesetzt; der Quartalsbeitrag für Männer mit K.1,50 und für Frauen mit K. 1,- bemessen". In der Gründungssitzung wurden die Würdenträger der neuen Loge mit dem Typographen Gustav Breßler an der Spitze gewählt.

Die Zunahme der Mitgliederzahlen führte am 7. Juli 1912 zur Einrichtung der Gardeloge „Mutig und treu“, die ebenfalls unter der rührigen Führung der Lehrerin Emilie Graef stand. Es folgte am 27. April 1913 die zweite Jugendloge, „Jugendfürsorge“, deren Aktivitäten von der Loge „Volkswohl“ Nr. 18, koordiniert wurden. Leider schwand das Interesse der Jugendlichen für diese Loge und sie „schief ein“.

Bei den Aktivitäten des Ordens haben die sogenannten Volksversammlungen, die im großen Stadthausaal stattfanden, eine bedeutende Rolle gespielt. Hier sprachen bedeutende Repräsentanten, wie Dr. Heinrich Siegmund und Wilhelm Morres, über das Wüten des Alkoholismus und unternahm Werbereisen in die Ortschaften rund um Schäßburg.

Die beiden Orden existierten auch in der Zwischenkriegszeit. In der deutschen Presse im Schäßburg der 1930er Jahre wurde auf ihre Aktivitäten immer wieder eingegangen. So erfahren wir am 2. Februar 1930, dass sich die Loge Steilauwacht am 8. Februar 1930 abends um 8,15 Uhr im Gewerbevereinsaal trifft. Bei dieser Gelegenheit wird Frau Luise Olah über Trinksitte! sprechen. Am 24. März des gleichen Jahres um 8 Uhr abends fand in der Knabenschule ein weiteres Treffen der Loge statt, bei dem ein Vortrag über die alten Gottheiten der Germanen gehalten wurde.

Die Bewegung hat wichtige Vertreter der sächsischen Elite aus Schäßburg zusammengeführt. Unter den tragenden Mitgliedern

des Guttemplerordens finden wir Ärzte. Wir erinnern hier an Josef Bacon, den Gründer des Stadtmuseums in Schäßburg oder an Julius Oberth, den Vater des namhaften Gelehrten Hermann Oberth, der das Fundament des heutigen Spitals der Stadt an der Großen Kokel gelegt hat.

Die Existenz und die Aktivitäten des Guttemplerordens können wir einordnen in die Maßnahmen der nationalen Eugenik, die in der Epoche von allen Nationen Siebenbürgens gefördert wurden. Der Konsum von Alkohol wurde als ein großer Feind auf dem Weg der nationalen Entwicklung und des Gedeihens angesehen, als Geisel, die zur Erkrankung der Menschheit führt und letztendlich einen Faktor darstellt, der zum Verschwinden der Nation beitragen kann.

Wie wir gesehen haben, folgten die Aktivitäten des Ordens einer Reihe von Grundsätzen, die sich aus den Prinzipien der Freimaurer ableiten. Es geht um die Organisation in Logen, um das Prinzip der Gleichheit und Brüderlichkeit der Mitglieder sowie einer Hierarchie auf Weltebene. Trotzdem entfernt er sich vom geheimen oder diskreten Charakter der Freimaurer, von denen er nur einige Aspekte und Postulate übernimmt, durch das öffentliche Auftreten der Mitglieder in Presse und Gesellschaft, durch die Präsenz von Frauen und durch sein kämpferisch-aggressives Auftreten in der Öffentlichkeit.

Obwohl der Orden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine anhaltende Aktivität in Schäßburg entwickelt hat und mit Entschlossenheit gegen den Konsum von Alkohol aufgetreten ist, konnte er diesen in der Stadtgemeinschaft nicht aufhalten. Die Aktivitäten des Ordens hatten keinen großen Einfluß in der Gesellschaft, weil die Existenz des Ordens von der Nachwelt vergessen wurde.

Es ist bedauerlich, dass wir über keine Daten zur Beendigung der Aktivitäten der Schäßburger Logen der Guttempler verfügen, aber wir glauben, dass mit Beginn des zweiten Weltkriegs eine Unterbrechung eintrat und wegen der Errichtung des kommunistischen Regimes in Rumänien nach dem Krieg eine Fortführung der Loge nicht mehr möglich war.

Dr. Nicolae Teşculă, Schäßburg

Übersetzung aus dem rumänischen Originaltext: Lars Fabritius, Mannheim

„Verehrteste Gevatterin wie geht es Ihr ...“

Zur Geschichte des Wortes Gevatter

Als ich eine Frau aus meinem Bekanntenkreis als „Gevatterin“ einer Familie bezeichnete und damit sagen wollte, dass sie die Patin eines Kindes jener Familie war, wurde ich zurechtgewiesen, der Begriff sei irreführend und gar nicht mehr zu gebrauchen, weil man vom „Gevatter Tod“ und vom „Gevatter Fuchs“ spräche. Diese Kritik nahm ich zum Anlass, über den Begriff, der seine Geschichte mit (Begriffs) Veränderungen hat, einen Beitrag für die „Schäßburger Nachrichten“ zu schreiben.

Erstens muss festgestellt werden, dass die Wörter „Gevatter“ und „Gevatterin“ aus dem Lateinischen stammen. Sie sind Lehnübersetzungen des Begriffes „compater“, welcher „geistiger Vater“ oder „Mittvater“ bedeutet, da ein Taufzeuge ursprünglich dazu bestimmt war, im Falle wenn das Kind Waise würde, die Erziehung bzw. die „Vaterschaft“ zu übernehmen. Die Gevatterschaft bedeutet jedenfalls in erster Reihe das Verhältnis des Taufzeugen zu den Eltern des Täuflings. Das Wort „Pate“, dem die Vorsilbe und ein „r“ verloren ging, kommt auch vom Wort compater. „Pater“ und „Vater“ sind sprachlich nahe verwandt.

„Gevatterstehen“ bedeutete nichts anderes, als beim Taufbecken als Zeuge der Taufe dabei zu sein und damit auch die Pflicht zu übernehmen, als Christ dem Patenkind beizustehen. Die Zeiten sind aber längst vorbei, in denen ein Siebenbürger Sachse in Kirchentracht zum „Gevatterbitten“ ging und in festgesetzten Redewendungen sein Anliegen vortrug, um dann beim Pfarrer um die Taufe zu bitten. Im dörflichen Umfeld war dieser Brauch bis in die jüngere Zeit noch lebendig, während er in den Städten bereits viel früher verloren ging und daher auch kaum noch bekannt ist.

Zweitens kann nicht verborgen bleiben, dass die Begriffe der Gevatterschaft in übertragenem Sinn benützt werden. Gevatter kann ein

guter Freund, bzw. Gevatterin eine gute Freundin bedeuten. „Du Gevatter“ kann bloß eine freundliche, vertrauliche Anrede sein, auch ohne die richtige Gevatterschaft. Der Begriff verliert also seinen ursprünglich kirchlichen Inhalt. Eine Änderung zeigte sich schon in der Lautverkürzung: Vater mit langem und Gevatter mit kurzem „a“. Die Gevatterschaft böswilliger Menschen kann gefährlich werden. Das lernten die Siebenbürger Sachsen im 14. und 15. Jahrhundert und übertrugen die Erfahrung bei feindlichen Überfällen, die sie erlebt hatten, auf Leute mit gefährlichen Absichten, die in dem Reim: „Der Tirk uch der Tatter sen zwin licht Gevatter“ (= der Türke und der Tatare sind zwei schlechte Gevatter) überliefert sind.

Wenn Verwandte und Freunde einer jungen Mutter eine Mahlzeit trugen, dann war das ein „Gevatterlawend“ (= Gevattersuppe), auch wenn noch nicht zu „Gevatter gebeten“ war. Es konnte auch eine „Gevatterhanklich“ (ein typisch siebenbürgischer Kuchen) sein und das Gefäß, in dem die Gabe gebracht wurde, hieß „Gevatterpfanne“, oder der „Gevattertopf“.

Vom „Gevatter Tod“ erzählt ein Märchen der Brüder Grimm. Es handelt von einer armen, kinderreichen Familie, deren Vater auf der Suche nach einem Paten für sein neugeborenes Kind war. Nachdem er mehrere Absagen erhalten hatte, ging er schließlich auch zum Tod, weil er sich allen Menschen gegenüber gerecht verhalte. Die Aussage des Märchens führt zu ernsthafter Philosophie über die Ungerechtigkeit den Armen gegenüber.

In den siebenbürgischen von Joseph Haltrich gesammelten Märchen, nennen sich Fuchs und Wolf „Gevatter“, weil sie in Gutem und Bösen zusammenpassen. Dabei ist nicht zu vergessen, was Eugen Roth über Tiergeschichten dichtete, nämlich, dass eine Tiererzählung „geheimnisvoll verwandelt, letztenends vom Menschen handelt“.

Benedictus Markgreb, „Geschworener“ Ratsherr der Stadt Hermannstadt, schrieb im Jahr 1534 an den Königsrichter Marcus Pempflinger einen Brief und redete ihn höflich mit „Gnediger herr vnd pesonderer Freundt vnd allerlipster gefatter“ an. Die beiden „Herren“ waren sicherlich in kirchlichem Sinn Gevattersleute.

Der Begriff „Gevatterin“ wurde von Musiker Georg Philipp Telemann (1681-1767), in seiner Barockoper „Flavius Bertaridus König der Langobarden“ als Frage und Antwort Duett musikalisch verarbeitet. Auf die Frage „Verehrteste Gevatterin wie geht es ihr“? antwortete sie: „Danke, leidlich, danke leidlich“. Die Frage kam in zahlreichen Wiederholungen und Tonvarianten, so dass sich daraus ein heiteres und klangvolles Duett entwickelte.

Die Begriffe „Gevatterin“ und „Gevatter“ müssten in eigentlichem und in übertragenem Sinn im Gebrauch bleiben, sind es aber kaum noch und wenn, dann eher unter Siebenbürgern. Ich bevorzuge den eigentlichen Sinn und habe noch niemanden Gevatter oder Gevatterin genannt, der (die) nicht eines meiner Kinder getauft hätte. Selber bin ich nur von Paten meiner Kinder mit Gevatter angesprochen worden.

Teller für die Wöchnerin „Gevatterinnteller“, Leschkirch/Nocrich, 1863, Ton, bemalt, glasiert, ©Siebenbürgisches Museum Gundelsheim, Inv nr. 1508/80



Ergänzungen und Berichtigungen

Betreffend Ludwig Schuller, Folge 52 der SN – ein Leserbrief

Wer Erwartungen hat, muss auch mit Enttäuschungen rechnen. So gesehen bot mir der Beitrag von Frau Gudrun-Liane Ittu, zum Leben und Werk von Ludwig Schuller, nichts Neues.

Unter anderem fiel mir aber wieder der Fehler auf, der schon damals 1909 in der Zeitschrift „Die Karpathen“ im Beitrag von Friedrich Schuller gemacht worden war, und zwar arbeitete Ludwig Schuller in seinen Pariser Studienjahren nicht im „Meisteratelier Pleyne“, sondern bei dem Künstler Charles Gleyre (1802 – 1874), einem in der Periode des Akademismus und der Romantik bedeutenden Schweizer Malers, der auch ein Meisteratelier führte. Ludwig Schuller beschreibt diese spannende, revolutionäre Zeit in seinen Lebenserinnerungen, – Seite 281 – und weiter bis zum Ende der leider unvollendeten „Lebensgeschichte“.

Bemerkenswert, erstaunlich, dass in über 100 Jahren in allen rumänisch-deutschen Publikationen über L. Schuller dieser Fehler nicht hinterfragt und berichtigt worden ist. Andere kleine Fehler und Interpretationen will ich hier nicht besprechen, ich habe sie nicht zu verantworten.

Bezüglich des Bildteils, den Titeln der Farbproduktionen von Schullers Bildern, muss ich einige Korrekturen machen und zwar auf Seite 31 und 33 – die Bilderfolge ist von links nach rechts, von oben nach unten, den Reihen nach geordnet: Bild 1 ist richtig betitelt. Bild 2 geborene Maria Elisabeth von Martens 1792 – 1826. Bild 3 ist die Kopie eines Historienbildes, welches der englische Maler Richard Parks Bonington (1802 – 1828) um 1827 in Paris gemalt hat, und den



Titel trägt „Francis I, Charles V and Duchesse of Estampes“ und es wird dargestellt die Diskussion zwischen dem französischen König Franz I. und dem Kaiser von Spanien Karl V. (in dessen Land die Sonne nicht unterging) sowie die Gräfin von Estampes im Januar des Jahres 1540. Bild 4 und 5 sind zwei Landschaftsaquarelle aus Siebenbürgen – also ist der Titel von Bild 5 falsch. Bild 6 und 7 sind richtig betitelt. Seite 32 ist richtig betitelt und auf Seite 33 stellt das zweite Bild eine Ansicht vom Königsee in Bayern dar. Bild 3 und 4 sind richtig betitelt und 5 ist eine Ölskizze zu einem größeren Öl-

bild „Zăgon“ – ein Dorf in den Ostkarpaten (județul Covasna), welches Bild sich vielleicht noch im Justinus-Kerner-Haus in Weinsberg bei Heilbronn befindet. Bild 6 ist eine kleine (15 x 24 cm) romantische Skizze von Schäßburg – nach 1874 – (der Bau der Maria Theresia Brücke über die Kokel). Die Bilder 7 und 8 sind richtig betitelt.

Die Bilder, deren Titel falsch zugeordnet waren, und deren Reproduktion fehlte, füge ich bei: 1. Kopie nach Ch. Gleyres Bild „Les illusions perdu“ oder „Le soir“ und 2. „Schäßburg um 1776“ von L. Schuller – inspiriert von einer Darstellung des Pfarrers Daniel Köhler (Denndorf).

Hellmut Fabini, Erkner bei Berlin



Zum Jahrbuch des Stadtmuseums „Alt-Schaessburg Nr. 12, 2019“

Das Jahrbuch des Schäßburger Museums empfiehlt sich auch im zwölften Jahr seines Erscheinens mit einer Reihe anregender Beiträge zur Lektüre. In gewohntem Umfang und bei unveränderter Gliederung stehen neben dem Kulturerbe, bei dem die Präsentation von Exponaten des Stadtmuseums einen besonderen Schwerpunkt bilden, vor allem geschichtliche Themen der Stadt und aus dem siebenbürgischen Umfeld im Vordergrund. Auf einige der insgesamt 16 Beiträge, die bei unseren Lesern auf reges Interesse stoßen dürften, soll hier näher eingegangen werden.

Adrian Şovrea bedient sich in seinem Beitrag „Überlegungen zur geschichtlichen Entwicklung im Einzugsgebiet der Großen Kokel aus archäologischer und toponymischer Perspektive zwischen dem 10. und 13. Jahrhundert“ der wissenschaftlichen Methoden der Toponymie, Hydronymie und Oronymie, um aus Orts-, Gewässer und Bergnamen den Ursprung von Siedlungen im Kokeltal abzuleiten. Anhand der ersten umfassenden Landkarte Siebenbürgens, die unter Joseph II. im Rahmen der „Josephinischen Landesaufnahme“ 1769 bis 1773 erstellt wurde, analysiert er die Namen von 26 Ortschaften, 20 fließenden Gewässern und 4 Bergen. Şovrea kommt zu dem Schluss, dass in dem südlich der Kokel gelegenen hydrographischen Einzugsgebiet zwischen Keisd und Mediasch von den Ortsnamen 7 auf ungarische, 11 auf sächsische und 3 auf slawische Ursprünge zurückzuführen sind, während 5 nicht eindeutig dem ungarischen oder sächsischen Sprachraum zugeordnet werden können. Er belegt mit zahlreichen Beispielen, dass die Siedlungsnamen aus unterschiedlichen geografischen Gegebenheiten, wie den Besonderheiten der Landschaft, der Vegetation, der Fauna, aus der Umgebung des kirchlichen und sozialen Lebens, aus dem Namen von Völkern oder aus den Namen von Gründern abgeleitet worden sind. Auf der Josephinischen Karte findet Şovrea neben den starken sächsischen und ungarischen Komponenten einige von Slawen übernommene rumänische Bezeichnungen (u. a. Tirnava) und identifiziert Hydronyme mit rumänischen Wurzeln insbesondere bei den Namen von Tälern (Valle, Vale).

Thematisch ergänzt der Beitrag „In der Umgebung des mittelalterlichen Schäßburgs (Zeit, Kontext, Konjunktur, Landschaft)“ von Ioan Fedor Pascu und Tudor Gavrilă den vorhergehenden. Er stellt das Entstehen der Stadt Schäßburg im 12. Jahrhundert in einen engen Zusammenhang mit der Besetzung Siebenbürgens durch die ungarische Monarchie, die entlang der Großen Kokel temporär eine Grenze gezogen hatte. Begünstigt durch die landschaftlichen Gegebenheiten und die reichlichen Ressourcen an Baumaterial, Wild und Fisch, wurde der Standort gezielt ausgesucht, wobei das Wegenetz, abweichend von den heutigen Routen, den von den Römern angelegten Straßen folgte. Die Autoren verorten auf dem oberen Burgberg ein Grenzkastell, das die Magyaren unter Koloman dem Buchkündigen (Könyves Kálmán) um 1100 errichteten.

Liviu Cimpeanu widmet seinen Aufsatz „Militärische Organisation der sächsischen Städte im Mittelalter. Fallstudie: Schäßburg“ einem Thema, das nach seiner Auffassung sowohl in der sächsischen als auch in der rumänischen Historiographie fehlt. Mit dem Zuzug deutscher Kolonisten entstanden in Siebenbürgen vier lokale Autonomien (Hermannstadt, Zwei Stühle Mediasch / Schelk, Kronstadt / Burzenland und Bistritz), die jede für sich eigene Privilegien und militärische Verpflichtungen gegenüber dem ungarischen Königshaus



*Der Architekt Hans Letz 1930, bei seinem 25-jährigen Jubiläum als
Vorsitzender des Vereins der Freiwilligen Feuerwehr*

Foto des Ateliers H. F. Lurtz, Fotosammlung Stadtmuseum, Schäßburg

hatten. Schäßburg war Teil der Hermannstädter Autonomie. Das Andreanum – der „Goldene Freibrief“ von 1224 – legte fest, dass die Sachsen auf dem Königsboden 500 „militēs“ zum Schutze der Krone zu stellen hatten, sofern das Heer vom König angeführt und innerhalb des Reiches eingesetzt wurde. Bei Inlandsfeldzügen, die ein Stellvertreter des Königs anführte, waren nur 100 sächsische „militēs“ zu schicken. Für militärische Operationen außerhalb der Grenzen musste das Komitat Hermannstadt nur 50 Mann bereitstellen. Mit dem Zusammenschluss zur Sächsischen Nationsuniversität 1486 erfolgte eine Vereinheitlichung der Rechte und Pflichten der vier Autonomien. Die militärischen Verpflichtungen blieben bestehen, jedoch wurde das sächsische Kontingent auf 2000 Mann angehoben. Die Einberufung erfolgte über Mobilisierungsbefehle. Um den Anforderungen gerecht zu werden, organisierten die sieben Stühle eigene Ordnungsdienste, die auch den Militärdienst übernahmen. Sie setzten sich aus wehrfähigen Männern der einzelnen Ortschaften zusammen und an ihrer Spitze stand ein frei gewählter Hauptmann. Erste Erwähnungen streitbarer Einheiten in Schäßburger stammen aus den Jahren 1436 und 1467. Der Autor geht sowohl auf die sehr inhomogene Ausrüstung der Kampfeinheiten als auch auf die Befestigung der Ortschaften ein. Mit einigen Beispielen belegt er konkrete Mobilisierungsbefehle und Einsätze von Milizen aus Schäßburg und aus weiteren sächsischen Ortschaften.

In dem kompakten Beitrag „Einige Anmerkungen zum Verein der Freiwilligen Feuerwehr von Schäßburg“ vermittelt Adonis P. Mihai einen guten Überblick über das 68-jährige Bestehen des Vereins. Auf Anregung des Zeichenlehrers Ludwig Schuller und des Geschichtslehrers Viktor Adolf Eitel kam es am 16. März 1873 zur Gründungsversammlung, bei der 235 Schäßburger Josef Benjamin Teutsch zum Vorsitzenden des Vereins wählten. Die Stadtverwaltung stellte 900 Gulden für die Anschaffung der Ausrüstung bereit. Von den Schäßburger Persönlichkeiten, die den Verein in den schwierigen Anfangsjahren großzügig unterstützten, hebt Mihai besonders Josef Bacon hervor. Die Feuerwehrmannschaft setzte sich aus Steigern, Spritzern, der Wassermannschaft und der Schutzmannschaft zusammen. Mit der Unterstützung des 1868 gegründeten Turnvereins wurden die aktiven Mitglieder auf die neue Aufgabe mit einem harten Training vorbereitet. Der Verein handelte nach dem Leitsatz „Die Dienstleistung ist freiwillig und unentgeltlich“. Aktive und Förderer kamen aus allen Schichten der Bevölkerung. Ein Jahr nach seiner Gründung stellte der Verein eine eigene Blaskapelle auf die Beine und vertraute deren Leitung dem Musiklehrer Emil Silbernagel an. Die Kapelle sollte bei zahlreichen Veranstaltungen, Aufmärschen und Fackelumzügen auftreten und das Publikum in Schäßburg und in anderen Ortschaften auch mit eigenen Konzerten erfreuen. Ihre Feuertaufe bestand die Feuerwehr bei einem Großbrand in der unteren Baiergasse am 27. Juni 1887. Schon am nächsten Tag wurde der Bau eines elektrischen Alarmsystems beschlossen, das in den darauffolgenden

Jahren flächendeckend ausgebaut und modernisiert wurde. Das 25-jährige Bestehen des Vereins feierte man ausgiebig. Alles was Rang und Namen hatte war bei dem Fest vertreten, wie die Liste der aufgezählten Personen belegt. Die Feier des 50. Jubiläums, wenige Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, beging man festlich, doch war das Fehlen des Glanzes früherer Jahre zu spüren. Im Kriegsjahr 1941 wurde der Verein der Schäßburger Freiwilligen Feuerwehr aufgelöst. Aufgabe und Gerätschaft übernahm eine Feuerwehrgesellschaft des rumänischen Militärs... Von dem reichen Bildmaterial des Beitrags, das Adonis P. Mihai dankenswerterweise dem Autor dieser Zeilen zur Verfügung gestellt hat, ist ein Teil hier wiedergegeben.

Museumsdirektor Nicolae Teșculă würdigt das 120-jährige Bestehen des Stadtmuseums in zwei Beiträgen, von denen einer bereits in den Schäßburger Nachrichten, Folge 51, Juni 2019, Seite 48, behandelt wurde. Der andere, „Aus der Vergangenheit des Schäßburger Geschichtsmuseums. Der Bestand der Sammlung vor der Verstaatlichung 1951“, enthält interessante Informationen, auf die hier aufmerksam gemacht werden soll. Teșculă geht auf die Vorgeschichte des Museums ein und betont die wichtige Rolle des Evangelischen Gymnasiums und seiner Lehrer, die häufig an deutschen Universitäten studiert und promoviert hatten. Sie legten schon früh private naturwissenschaftliche, geschichtliche oder archäologische Sammlungen an und setzten diese mehr und mehr für didaktische Zwecke ein. Besonders Karl Gooß wird als Antiquitätensammler hervorgehoben. Der Arzt und Stadtphysikus Dr. Josef Bacon setzte sich für die Einrichtung eines für jedermann zugänglichen Museums im Stundturm ein.

Mit Unterstützung des Sebastian Hann Vereins wurde das Museum eingerichtet und am 25. Juni 1899 öffnete es seine Tore für das breite Publikum. In 21 Räumen trug man Objekte unterschiedlicher Sammlungen zusammen und ergänzte den Bestand über die Jahre. Bacon, der unermüdliche Kurator, leitete das im Besitz der Evangelischen Kirche befindliche Museum bis zu seinem Tod 1941. Ihm folgte Julius Hollitzer bis zur Verstaatlichung 1951. Zu diesem Zeitpunkt verfügte das Museum über 10.506 Ausstellungsobjekte. Der heutige Bestand von 5.657 registrierten Objekten ist nicht vollständig, da etwa 600 weitere Stücke sowie verschiedene Sammlungen von Banknoten noch nicht registriert sind.

Die nachfolgende Aufzählung soll einen kurzen Überblick über die weiteren behandelten Themen vermitteln:

- Aspekte des Glaubens an die Gottesstrafe bei Naturphänomenen und -katastrophen in den Schäßburger Chroniken des 17. Jahrhunderts
- Der Disziplinarprozess des Pfarrers an der Schäßburger Spitalskirche, Thomas Bulkesch, abgehalten 1714 in Keisid
- Ungarische und rumänische Konfessionsschulen in Boiu / Bon (Ort ca. 10 km östlich von Schäßburg)
- Der „verrückte“ Sachse Gusto Gräser und sein Besuch in Schäßburg im April 1916
- Teilnahme der Rumänen des Bezirks Oderhellen am Ersten Weltkrieg
- Der griechisch-katholische Mitropolit Alexandru Nicolescu 1882- 1941
- Neoprotestantische Kulte im Bezirk Karlsburg zwischen 1918 und 1948
- Überlegungen zur Planimetrie und Baustruktur der ersten Bischofskirche von Curtea de Argeș unter Neagoie Basarab
- Aus dem Bestand des Museums werden 10 alte Leuchter (Kerzenständer und Lampen) sowie drei für die Weltausstellung in Paris 1855 geprägte Medaillen vorgestellt.

Lars Fabritius, Mannheim



*Die erste Steigermannschaft der Schäßburger Freiwilligen Feuerwehr (1873) mit ihrem Hermannstädter Ausbilder Gustav Theiß
Foto wahrscheinlich von Ludwig Schuller,
Fotosammlung Stadtmuseum, Schäßburg*



*Die Steigermannschaft 1930. Obere Reihe:
F. Theiss, W. Scharscher, G. Keller, E. Demeter,
F. Konrad, A. Christiani, M. Hügel, K. Hayn,
J. Kinn, A. Gottschling, J. Zuschlag. Mittlere
Reihe: W. Müller, J. Vogel, J. Balint, A. Veres, J.
Franz, K. Tontsch, K. Hienzel, J. Weber, H. Paul,
M. Orend. Untere Reihe: M. Tontsch, M. Lurtz,
M. Keul, J. Graef, F. Müller, J. Winkler, J. Fol-
berth, H. Schmidt. G. Müller.
Foto H. F. Lurtz,
Fotosammlung Stadtmuseum, Schäßburg*

Wie ein Magier schwang er den Pinsel ...

**Erinnerungen an meinen Vater, den Kunstmaler und Bühnenbildner
Gustav Adolf Binder (1901-1975)**

Ich sitze zögerlich vor dem leeren Blatt. Eben das bringt eine erste Erinnerung: Die Mahnungen meiner Mutter, der Schauspielerin Margot Göttlinger, an den vor leeren Blättern scheinbar träumend sitzenden Vater, doch endlich die angemahnten Kostümskizzen fertig zu stellen. „Erst wenn sie im Kopf fertig sind, können sie auf das Papier“, war seine Antwort. Und wenn er dann endlich zum Pinsel gegriffen hatte, gab es für mich nichts Bewundernswerteres, als die Geschwindigkeit, mit der die Skizzen hintereinander entstanden. Wie ein Magier schwang er den Pinsel zwischen Wasserbecher und Farbkasten, mischte die Nuancen, setzte die Farben präzise, schrieb noch einige Notizen dazu und zeichnete schon die nächste Figurine. Da waren dreißig aufeinander abgestimmte, stilistisch stimmige Aquarellskizzen an einem Abend ein Klacks.

Was mich so zögerlich machte, war der wunderbare Artikel von Hans Orendi, der in der Ausgabe der Schäßburger Nachrichten vom 15.06.2006 erschienen war. Was hätte ich dieser akribischen Dokumentation seiner künstlerischen Vita denn noch hinzuzufügen? Weder ist sein hinterlassenes Werk so umfangreich, noch sein Bekanntheitsgrad im Parnass der Künstler so bedeutend, dass man darüber viel mehr schreiben könnte. Was bleibt ist das Persönliche. Die Erinnerungen, die Brüche, teils überliefert, teils selbst erlebt.

Als ich 1945 geboren wurde, war er 44 Jahre alt und es brach gerade der letzte Rest jener Gemeinschaft, in die er 1901 geboren wurde, zusammen. Im August 1944 musste das deutsche Landestheater Hermannstadt seine Tournee abrechnen. Das Schauspielensemble ging auseinander. Meine Eltern verkrochen sich im Haus der Binders neben der Schülertreppe in Schäßburg. Dann standen Panzer auf der Steilau in der Cornești. Die Russen! Mutter war vor Übergriffen geschützt, denn ich wuchs in ihrem Bauch heran und sie hielt ihren anderthalbjährigen Wolfgang schützend auf dem Arm. Die Marodeure, die ins Haus einbrachen, vertrieb der Großvater, der ihnen mit dem Mut der Verzweiflung entgegentrat und die Berserker, die gerade die Schränke ausräumten, anschrie: „Das melde ich der Kommandantur!“. Da er dabei mit dem Zeigefinger, wie ein empörter Lehrer, in der Luft stocherte und von seinem ganzen Schreien von den Kerlen nur das Wort „Kommandantur“ verstanden wurde, ließen diese von ihrem diebischen Vorhaben ab, höchst wahrscheinlich wegen der Vermutung, im Haus könnte eine Kommandantur einquartiert sein. Aber es lief von der Polizei unterstütztes Militär durch die Straßen, um die deutsche Bevölkerung, die nun allein schuldig an dem ganzen Elend des Krieges war, zusammenzutreiben. Die Verschleppung zur Zwangsarbeit dieser schuldlos Schuldigen in die Sowjetunion stand bevor, als Wiedergutmachung für die Kriegsschäden. Als Vater zur Sammelstelle kam, fand er sich nicht auf der Liste der aufgerufenen Personen, wahrscheinlich weil er, wie auch Margot, noch in Hermannstadt gemeldet war. Er machte einen diensthabenden Offizier, den er aus früheren Militärzeiten kannte, darauf aufmerksam, doch dieser riet ihm, so schnell wie möglich zu verschwinden. Mit seinem Freund Julius Misselbacher versteckten sie sich eine Zeit lang in der Gruft der Bergkirche, deren Fresken sie gemeinsam einige Jahre zuvor freigelegt hatten. Zwischen Totenschädeln und Sargnischen begann diese dunkelste Zeit seines bis zu diesem Zeitpunkt doch so sorglosen Lebens.

Der Haushalt des Kaufmanns Franz Binder war wohlbestellt. Aus Mediasch kommend, hat er Helene Wollmann in Schäßburg geheiratet. Sie haben das Haus neben der Schülertreppe Schulberg 1 bezo-

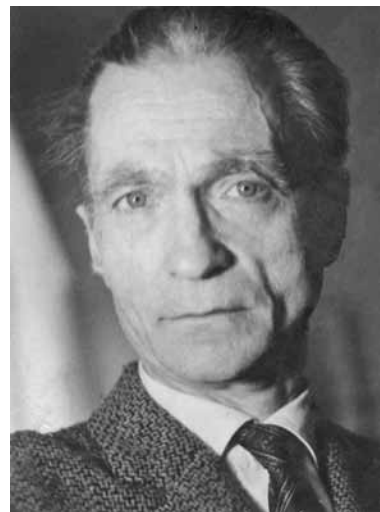
gen und von Grund auf neu eingerichtet und so wuchsen die Brüder Franz, der Bub, und Gustav-Adolf, sein „Brädichen“, in wohlbehüteten bürgerlichen Verhältnissen heran. Der ernsthafte Bub und der verspielte Bräd, beide sind ihre Spitznamen bis an ihr Lebensende nicht losgeworden, vollendeten Ihre Gymnasialbildung an der Schäßburger Bergschule.

Ihr Leben hätte schöner nicht sein können, bis die Katastrophe des ersten Weltkriegs Mitteleuropa völlig neu organisierte. Der nicht allzu fleißige, aber abenteuerhungrige, sechzehnjährige Bräd versuchte sich, in einem Anfall pflichtbewusster Kaiserstreue, im Willen, den Krieg zur Not im Alleingang zu gewinnen, freiwillig den deutschen Truppen anzuschließen. Gott sei Dank geriet er an einen umsichtigen Offizier, der ihn zu Muttern nach Hause schickte. Desto bitterer war, dass ohne ihn alles verloren ging. Die Wandlung Schäßburgs zu einer rumänisch verwalteten Stadt bekam er erst einmal gar nicht so direkt mit, da ihm die Eltern, unterstützt von der Schwester der Mutter, Marie Wollmann, ein Studium in Dresden finanzierten.

Von 1920-27 studierte er erst Architektur, wechselte dann aber, bestärkt durch den kunstschwangeren Geist dieser Stadt, hin zum freien Gestalten der Kunstmalerei. Die Begegnung mit der wuseligen Großstadt, deren Kunstschätzen, atemberaubende Museumsbesuche in Semper Galerie, Albertinum, oder Grünem Gewölbe möglich machten, berauschten ihn. Die Streifzüge durch den Zwinger, das Schloss, über die Brühlsche Terrasse das Elbufer entlang, zur Frauenkirche und vielen Prachtbauten mehr, waren aufwühlende Anregung. All das brachte seine künstlerische Begabung erst so richtig zur Blüte. An der Kunstakademie, in den Kursen der Professoren Feldbauer und Dorsch, wurde sein Talent in der Schmiede hoher gestalterischer Fähigkeit, in dem präzisen Gebrauch der unterschiedlichsten Techniken so ausgerüstet, dass die Handhabung von Stift, Kohle, Kreide, Aquarell, selbstgemischter Tempera oder Ölfarbe nicht die geringsten Hürden mehr für ihn darstellten. Es war ihm ein unerhörtes Erlebnis, auch dass die Nachkriegswirren der sich neu bildenden Formen hier gar nicht so unmittelbar erlebt wurden.

Und doch musste er sein Künstlerparadies nach sieben Jahren ohne richtigen Abschluss verlassen, um seinen bürgerlichen Pflichten in der nun rumänischen Heimat nachzukommen. Er hatte seinen Militärdienst abzuleisten, war aber noch bei Weitem nicht mit den neuen Verhältnissen vertraut. Auf eine Beleidigung eines Offiziers reagierte er so empört, dass er diesem den Handschuh ins Gesicht warf. Die Forderung zum Duell tat der Rumäne lediglich mit einem derben Fluch ab und ließ den verdatterten „Ehrenmann“ achtlos im Regen stehen.

Als freischaffender Kunstmaler wurde er in Schäßburg tätig und in dieser Zeit ab 1929 entstanden seine wichtigsten Gemälde. Seine Motive waren die Umgebung Schäßburgs aus allen Himmelsrichtungen, Familie, Freunde und Bekannte in Kohle, Kreide oder Öl. Zu



einer Bilderausstellung im Dezember 1930 schreibt Franz Letz im „Großkokler Bote“: „Die Ausstellung des akademischen Malers Gustav Binder zeigte durchwegs Ölgemälde, Landschaften, Stillleben und Portraits. Wer Binder von früher her kennt, den überraschte das Gebotene ebenso wie es erfreute. Überraschte darum, weil wir hier in ihm den „Nur-Maler“ zu sehen bekamen im Gegensatz zum „Nur-Zeichner“. Seine zweifellos ungewöhnliche Begabung schien bisher auf zeichnerischer Veranlagung zu fußen. ... Gustav Binder hat mit dieser Ausstellung den Beweis einer starken Befähigung erbracht.“ Erfolg, Wohlstand und Lebenslust und ein weiter Freundeskreis in der Heimatstadt, ließen ihn eine Leichtigkeit genießen, die im „Goldenen Stern“ auch manchmal ausufern konnte. Dann musste schon mal der Geiger auf dem Tisch aufspielen, während ihm die Kumpane die Frackhose mit den Zigarren abfackelten. Bei dem Trinkgeld und der neuen Hose, die er am nächsten Tag bekam, war das lachende Grölen der Übermütigen vielleicht doch zu ertragen.

Auf Drängen seines Vaters, der den freiberuflichen Kunstmaler doch kritisch beäugte, besuchte er ein Seminar der Kunstakademie Bukarest, das ihm einen Studienabschluss sicherte. Den Beruf als Zeichenlehrer hat er aber erst einmal nicht ausgeübt. Vielmehr fand er den Anschluss an das Ensemble des Hermannstädter Landestheaters, wo er 1933 in dem Beruf des Bühnenbildners seine eigentliche Berufung fand. Sein Architekturstudium hatte ihn mit Bauweisen und Statik-Kalkulationen vertraut gemacht. Die technische Umsetzung des künstlerischen Vorhabens lief bei ihm Hand in Hand mit der stilistischen Präzision des zu gestaltenden Milieus. Die kunstvollen Skizzen wurden auf Millimeterpapier in Holzstärken und Materialauswahl übersetzt, in denen die Tragfähigkeit der zu begehenden Elemente genau berechnet war. Die Wirkung auf der Bühne waren riesige dreidimensionale realistische Bilder, in denen die Darsteller das Bühnenleben nachvollziehen konnten. Auf dem Höhepunkt seines Erfolges, kurz vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges, unternahm er eine Kreuzfahrt, die ihn rund um das Mittelmeer von Constanța aus bis nach Marseille führte. Ein Hauch von Luxus streifte da den überzeugten Impressionisten. Danach lernte er am Landestheater, allerdings schon als vierzigjähriger Bonvivant, seine spätere Frau kennen und lieben: Die aus Berlin hierher verirrte wunderschöne Schauspielerin Margot Göttlinger. Sie hatte sich von ihrer Mutter mit den Worten verabschiedet: „Es ist ja nur für ein Jahr.“ Daraus sind dann vierzig geworden. Der Höhenflug der gemeinsamen Erfolge dauerte drei Jahre und danach lag alles in Scherben.

Im Anschluss an das Versteck in der Bergkirchengruft wurde Bräd von einem befreundeten Arzt als Tollwutbefallener im Spital interniert. Die Wunde war mit der Gabel gestochen. Dann ebten die Aushebungen ab, die Anzahl der geforderten Zwangsarbeiter war erreicht. Man konnte den Kopf wieder aus dem Staub heben und er musste nun sehen, wie er ohne Theater über die Runden kommen könnte. Vater Franz überließ ihm die Führung des Geschäfts in der Großen Mühlgasse. Große Begeisterung löste das nicht bei ihm aus, aber es gab keine andere Lösung. Bub-Onkel war in russischer Kriegsgefangenschaft und so wurde Bräd durch den baldigen Tod seines Vaters zum Erhalter der ganzen Familie. Auch Marie-Tante verstarb und hinterließ ihm das Haus der Vandorys in der Schulgasse neben dem Haus „mit dem Hirschen“, dessen zwei offene Loggias unter den falschen Türmchen so gar nicht zu dem Rest der Schulgasse passen wollen. Es brachte eine kleine Miete und dennoch mussten sich Bräd und Margot auch mit dem Verkauf von Garderobe und Schmuck über Wasser halten, um Mutter, Tante Monik und die drei Kinder Wolfgang, Raimund und Franz-Eugen zu ernähren. Doch auch in dieser Zeit konnten meine Eltern ihre Kulturbeflissenheit nicht zähmen. Mit ihrem Freundeskreis betrieben sie in Schäßburg einen literarischen Zirkel, aus dem heraus auch eine bemerkenswerte

Zusammenarbeit mit den Schäßburger Seminaristen zu einer unvergesslichen „Kabale und Liebe“ Inszenierung führte.

Kurz vor der „Nationalisierung“ tauchte ein Rumäne bei Bräd auf und machte ihm den Vorschlag: „Schenk mir dein Geschäft und ich Sorge dafür, dass du sonst nichts verlierst.“ Da Bräd sich aber keineswegs als ein zu enteignender Kapitalist fühlte, ließ er seiner Empörung über dieses ehrlose Angebot, diesen „walachischen Kuhhandel“, freien Lauf und setzte den Mann unsanft vor die Türe. Am nächsten Morgen wurde er in Haft genommen. Als er nach einer Woche voller Verhöre, Ängste und Ungewissheiten wieder auf freien Fuß gesetzt wurde, waren sowohl das Geschäft als auch die beiden Häuser verstaatlicht und man wurde zum Mieter im ehemals eigenen Haus. Vater und Mutter mit den drei Kindern durften zwei Zimmer im großen Haus in der Schulgasse behalten und Großmutter und Tante Monik wurden in ein Zimmer des ehemaligen Elternhauses neben der Schülertreppe gedrängt.

Jetzt gab es in Schäßburg kein Bleiben mehr. Man hatte alles verloren und musste neu starten. In Temeschburg brauchte Frau Aka de Barbu, die Leiterin der Oper, einen Bühnenbildner und dahin ging Bräd 1948. Das war, als hätte er sich aus der Versenkung neu gemeldet. Er erhielt 1951 aus Bukarest ein umfassendes Angebot, in das Margot mit eingebunden werden konnte. Sie hatte in Berlin die Kostüm- und Modeschule absolviert, bevor der namhafte Regisseur Wolfgang Liebeneiner sie als Schauspielerin entdeckte, und dank dieser Ausbildung konnte sie nun Kostümentwerferin werden, an dem Kunstkombinat „Decorativa“, das alle an Bukarests Bühnen Aktiven der bildenden Kunst in einer Kooperative zusammenfasste und meinem Vater das Angebot als Bühnenbildner und Zeichenlehrer unterbreitete. Franz-Eugen und ich durften abwechselnd einige Zeit mit nach Bukarest, in die Einzimmer Mietwohnung in der Transylvania Straße. Da ich als Sechsjähriger für den Kindergarten schon zu alt und für die Grundschule noch nicht alt genug war, hing ich meinem Vater am Rockzipfel und er musste mich zu seinen Arbeiten mitschleifen. In die Kurse seiner Zeichenschüler kam ich selbstverständlich nicht, aber hoch spannend war mir der Besuch der Proben zu der Kinderoper „Sânziana și Pepelea“ auf der Freilichtbühne des Heresträu Parks. Mein Vater hatte ein zauberhaftes Bühnenbild entworfen und ich war tief beeindruckt von den Bäumen mit knorrigen Gesichtern in dem Zauberwald, von dem Zwerg und der Hexe Baba Jaga. Ein andermal war er mit mir in dem Sahia Filmstudio. Er hatte zu dem Bauernhaus der Szene einen Hintergrund entworfen, der mit Beleuchtungseffekten zwischen Tag und Nacht spielen konnte. Ich musste absolut still dasitzen. Um mich herum wuselten Techniker aller Art um die Schauspieler, an deren Jacken sie zupften, oder die sie nachpuderten. Andere rückten Scheinwerfer Millimeter vor oder zurück. Bis jemand schrie: „Atenție Motor!“ Dann lief die Szene ab. Ein Bauer rannte ans Fenster des Hauses: „Grăbeste-te Tata!“, aus dem Haus brummte ein Alter: „Viu, viu.“ Und dann troten beide auf die Kamera zu, und das gefühlte tausendmal hintereinander! Mir war die Filmerei verleidet. Beeindruckend war auch der Besuch in einem Riesensaal des Bukarester Schlosses, in dem mein Vater mit einer Gruppe anderer Künstler an einer überdimensionalen Stalin Statue arbeiten musste. Der Rohling aus Ton stand wie ein Turm in der Mitte, umrüstet mit Leitern in aufsteigenden Etagen. Die Künstler nahmen sich in dem Bild wie Liliputaner aus, die mit Spachteln, der eine am Schnurrbart, der andere am Schild der Mütze, der nächste an einer Mantelfalte herumkratzten. Diese Arbeit schmeckte Bräd wohl am wenigsten, denn sie war Ausdruck der Weisungsgebundenheit und Zensur unter den neuen Machthabern. Dafür aber schmeckte das Bier an der Eckkneipe und ich war stolz den Schaum abtrinken zu dürfen, weil ich so ein großer braver Junge war.

Als 1953 das Deutsche Theater in Temeschburg gegründet wurde,

kam es den Eltern wie eine Erlösung vor. Es gab ein Wiedersehen mit ehemaligen Kollegen des Hermannstädter Landestheaters: Rudolf Chati nebst Ehefrau Irmgard, Ottmar Strasser, Karl-Fritz Eitel, Carmen Marschal und Ernst Kraus, die Ihre Berufserfahrung an die Neulinge weitergeben konnten. Der Schritt zum anerkannten „Deutsches Staatstheater“ ergab sich schnell. Vater ging erst wieder an die Oper, arbeitete von dort aus aber aus Ermangelung anderer Bühnenbildner zeitweise für alle fünf Institutionen, die in dem großen Theaterhaus mit zwei beispielbaren Sälen ansässig waren: Oper, Ballett, Rumänisches National Theater, ungarisches Theater und deutsches Theater. Die Malerei hing er ganz an den Nagel. Nicht nur weil die Bühnenarbeit ihm dafür wenig Zeit gelassen hätte, sondern auch weil er sich weder mit den Erfordernissen des sozialistischen Realismus, noch mit dem experimentellen Modernismus anfreunden konnte: „Modern ist für mich kein Wertbegriff. Modern und interessant sind für mich eher Ausreden...“, gesteht er Helga Reiter in einem Gespräch, das 1967 im „Neuen Weg“ veröffentlicht wurde. Sein Credo bestand in der Qualität der kunstfertigen Ausführung, des tiefen Erfassens der Atmosphäre, der Psyche des Gegenübers. Sein Werk, zwischen 1927 und 1944 in Schäßburg entstanden, bezeichnet er selbst als brav impressionistisch.

In einer großen Zweizimmerwohnung fand die Familie in Temeschburg ein neues zu Hause. Für uns drei Jungs blieb es Angewohnheit, die Eltern zu ihrer Arbeit zu begleiten, wenn man nicht leider zur Schule musste. So manchen Nachmittag verbrachten wir in Garderoben, Requisitenräumen oder Werkstätten, sahen bei Arbeiten zu, oder bastelten uns selbst etwas. Sogar in dem Malersaal waren wir zu Hause. Über eine metallene Feuerleiter ging es abenteuerlich in einen riesigen Raum über dem Schnürboden der großen Opernbühne. Mit mannshohen Pinseln und Linealen gestaltete unser Vater hier Horizonte mit Stadtpanoramen, riesige Landschaften, naturgetreue Innenräume in Palästen, Märkte, Parks oder Feenwälder. Das reinste Spiel-Paradies für uns. Für „Figaros Hochzeit“ wurde auf der Drehbühne ein ganzer beispielbarer Palast aufgebaut, in dem das Stück eigentlich ohne Pause hätte durchgespielt werden können. Für „Don Carlos“ baute er drei Bühnenwagen, die mit Versatzstücken für jeden neuen Raum umgerüstet werden konnten. Über allen Bildern dieser Inszenierung hing ein Kreuz, als Zeichen der tyrannischen Verhältnisse, gegen die sich das Stück wendet. Dieses Kreuz war rot. Der Zensur ist das entgangen.

Leider wurde dieser Malersaal Vater zum Verhängnis. Die riesigen Klappen, durch die Dekorteile hochgezogen werden konnten, machten aus dem Raum ein sehr zugiges Nest und so verbrachte er ein ganzes Jahr im Spital. Erst mit Rippfellentzündung eingeliefert, meinte man nach einem kurzen operativen Eingriff, er sei über den Berg. Doch es wurde ein Tupfer in der Wunde vergessen. Dieser Fehler kostete ihn eine halbe Lunge und zwei Rippen. Als er wieder nach Hause kam, war er ein Greis, der sich nie mehr ganz erholen konnte. Der gebildete Gentleman einer vergangenen Zeit, der humorvolle Bonvivant war zutiefst angeschlagen. Die Ehe mit Margot ging nicht zuletzt an dem erheblichen Altersunterschied in die Brüche. Er gehörte doch mehr der Generation ihres Vaters an.

Ich zog mit meiner Mutter nach Herrmannstadt, wo sie seit 1961 an der deutschen Abteilung des Theaters arbeitete. Als ich nach meinem Studium 1970 als verheirateter Vater und Schauspiel-Debutant nach Temeschburg in die Wohnung meines Vaters zurückkam, erlebte ich einen enttäuschten Melancholiker. Meine Frau Hiltrud aber genoss es, lange Gespräche mit ihm zu führen, ihn in allen Dingen zu befragen. Bewundernd versicherte sie mir: „Dein Vater ist die reinste Enzyklopädie.“ Er nahm großen Anteil an meinen Anfangserfolgen auf der Bühne und hatte viele gute Ratschläge für mich. Als ich 1972

zu einer Regiehospitalität in die DDR reisen sollte, band er mir ans Herz: „Besuche unbedingt Dresden – und grüß mir meine Brühlsche Terrasse.“ Als ich durch die Neubauten der Prager Straße, an dem Schutthausen der Frauenkirche und den rußgeschwärzten Gerippen des Schlosses an der Brühlschen Terrasse stand, konnte ich nachvollziehen, wie brutal die Realität seine Zeit des ungetrübten k. u. k. Biedermeier überrollt hatte.

Als ich aus der DDR zurückkam, hatte mein Vater die Temeschburger Wohnung verlassen und sich in sein geliebtes Schäßburg zurückgezogen. Im Zimmer, das seine Schwester Monik im ehemaligen Elternhaus bewohnte, hingen seine Ölgemälde, zumal die Portraits der Verstorbenen: Seine Mutter, Marie-Tante, sein Bruder Bub, Hund Lumpi und Vieles mehr. Es war sein kleines Museum. Alle Freizeit verbrachten Hiltrud und ich in Schäßburg und konnten sehen, wieviel Freude er noch an seinem Enkel Ralph hatte, der seine Kindergartenzeit im Elternhaus meiner Frau in Schäßburg verbrachte. Auch waren von den „alten Kumpanen“ noch einige da, mit denen er gerne in der Kaffeebar auf dem ehemaligen Schäßburger Marktplatz zusammensaß. Mit Markus Pitz und Winter Schorr tauschten sie Anekdoten ihrer Erinnerungen und bewerteten die „Lippizanerchen“ die vorbeiswebten.

Mit der Zeit musste ich ihm bei dem Weg von der Burg hinunter und wieder zurück behilflich sein und dann ging eines Tages gar nichts mehr: auf dem Rückweg musste ich ihn wie ein Kleinkind die Treppchen nach Hause hochtragen. Er wog inzwischen nicht viel mehr als mein Sohn. Ein Jahr vor seinem Tod rief uns Dr. Balthes an, der ihn betreute, und legte uns nahe, wir mögen so schnell wie möglich zu Besuch kommen, wenn wir ihn noch einmal sehen wollten. Allen Dreien war es gelungen freigestellt zu werden und unser Besuch ließ ihn noch einmal aufleben. Der Stolz auf seine Buben hatte das bewirkt, auf „seine Fahnenkompanie“ wie der alte Stadthauptmann Albert Reinhard, genannt Pretz, uns immer bezeichnete wenn er Vater und uns begegnete, unterwegs zum Schmetterlinge fangen am Skariat, oder zu Besuch bei Fabritius am Rande des Tannenwaldes. Er verstarb 1975 in jenem Zimmer, in dem er geboren war und in dem schon sein Vater und seine Mutter vor ihm aufgebahrt lagen. Als man seinen Sarg schließlich aus dem Haus tragen wollte, ließ sich das wegen der Umbauten, die Mieter in dem Durchgangszimmer ausgeführt hatten, nur schwer bewerkstelligen. Der Sarg wollte nicht um die zu enge Ecke, als klammerte er sich an das verlorene Haus.

Raimund Binder, Wiehl

Hochzeitsfoto Margot Göttlinger und Gustav Adolf Binder





Durchfahrt durch den Bosphorus



Portrait Raimund, 24 Jahre alt

Zwei Kostümfigurinen für Liliomfi



Bühnenbild, Marktplatz für Ana Lugojana



Wolfgang am Klavier, 21 Jahre alt



Wolfgang vier Jahre alt; Junge im Trachtenhemd



Sichtbar ist der Gebrauch der unterschiedlichsten Techniken von Stift, Kohle, Kreide, Aquarell, selbstgemischter Tempera oder Ölfarbe.

Alle Bilder Fotosammlung: Raimund Binder



Portrait Raimund, 16 Jahre alt

Promenade von Nizza



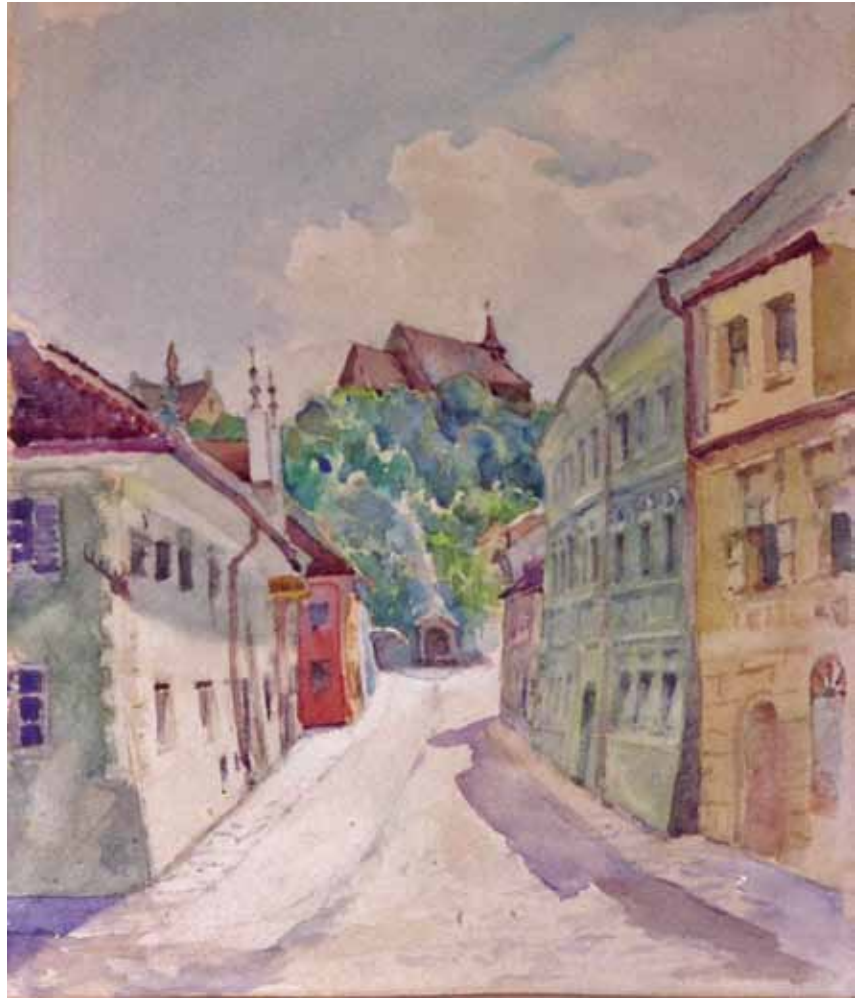
Blick aus dem Atelier ins Scherkesch



Selbstportrait 1929



Lumpi, der Hund des Bruders



Schäßburg, Schulgasse

Fotos S/W links:

Oben: Ochsenkarren am Kokelufer

Darunter: Hinter der Klosterkirche



Maria Wollmann, die Tante des Malers



Stilleben mit Blumen

**Die folgenden Bilder gehören zum Artikel:
Zeitdokumente von hohem ästhetischem Reiz –
die kolorierten Glasdias des Gymnasiallehrers
Hans Theil, Text S. 37**



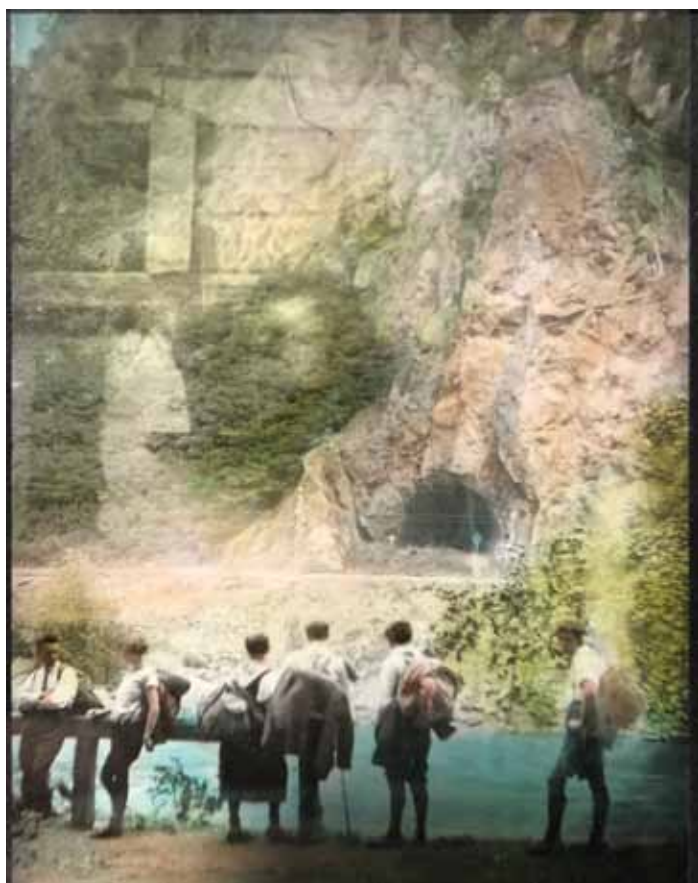
Mit dieser Ausstellung auf dem Heimattag in Dinkelsbühl 2019 begann die Wiederentdeckung des Amateurfotografen Hans Theil. Damals wurden die Fotos noch Hermann G. Roth zugeordnet. Das Foto zeigt Schäßburger Jugendliche auf Rügen im Sommer 1927 (Plakat des Siebenbürgischen Museums). Handyfoto: Konrad Klein



Alt-Fähre bei Călimănești, 1922. Handkoloriertes Glasdias. *1)



Kloster Turnu im Alt-Tal vor dem Brand von 1932, dem große Teile zum Opfer fielen (1922). Handkoloriertes Glasdias. *1)



Felsenhöhle bei Kloster Turnu im Alt-Tal (1922). Handkoloriertes Glasdias. *1)



Gesprengte, nach dem Krieg wieder aufgebaute Steinbrücke über den Alt bei Căineni, 1922. Handkoloriertes Glasdias. *1)



Schäßburger Reisegruppe vor dem Passagierdampfer Imperatul Traian im Hafen von Konstanza (1925). Handkoloriertes Glasdia. *2)

Mädchengruppe des S.T.V. bei der Überfahrt zur heute versunkenen Donauinsel Ada-Kaleh (August 1925). Handkoloriertes Glasdias. *2)



An Bord des Passagierdampfers Imperatul Traian (Konstanza, 1925). Handkoloriertes Glasdia. *2)

Hafenarbeiter in Galatz bei der Toilette, um 1925/30. Scan: Bildarchiv Kreismuseum Bistritz (Original heute im Siebenbürgischen Museum?)



Donauschiffahrt in Budapest (Zwischenstopp bei der Rügenfahrt von 1927). Auffallend der perfekte Bildaufbau und die genrehafte Elemente, die Theils Aufnahmen von jenen herkömmlicher Knipsen unterscheiden. Handkoloriertes Glasdias. *2)

Plakat eines am 18. Juli 1925 gehaltenen Lichtbildvortrages von Hans Theil („FERIENFAHRTEN in den ROTENTURMPASS, nach CONSTANZA und auf den BUTSCHETSCH/Erzählt von Grete Schullerus, Karl Gross und Hans Theil/Lichtbilder nach phot. Aufnahmen von Hans XY, Hans Radler(?) und Hans Theil, angefertigt und handbemalt von Hans Theil“). Der Junge mit dem Steckenpferd ist Theils Söhnchen, der spätere Architekt Hans Wolfram Theil. Handkoloriertes Glasdia. *1)



Die Dias sind in zwei verschiedenen Besitzen und werden wie folgt gekennzeichnet:

- *1) Sammlung Hermann Theil, Weinsberg**
- *2) ©Siebenbürgisches Museum Gundelsheim**



*Gedruckte Berichte von Fahrten unter der Reiseleitung von Prof. Hans Theil zu den Deutschen Turnfesten in Köln (1928) und Stuttgart (1933). *1)*



Ungehobener Bildschatz: Hermann Theil mit über 200 Fotoplatten und Planfilmen seines Vaters Hans Theil, darunter auch ca. 20 handkolorierten Glasdias (2020). Foto: Konrad Klein



*Eine Aufnahme, die noch ganz den Geist des Wandervogel atmet: Tanz im Volkspark von Hamburg-Altona (Rügenfahrt von 1927). *2)*



*Kommando per Radiolautsprecher: „Die Massenübungen riefen den Eindruck eines wogenden Ährenfeldes hervor“, so die Kronstädterin Ilse Hausleitner im Reisebericht. Zu den 40 000 angereisten Teilnehmern des 14. Deutschen Turnfestes in Köln 1928 gehörte auch die Reisegruppe Theil mit 45 Sportlern. *1)*



*Ein Schäßburger Urgestein: Hans Theil mit Fernglas und Kamera. Ausschnitt von einem Gruppenbild, das 1928 in der Jugendherberge auf Burg Stahleck (Bacharach) entstand. *2)*

*Reisegruppe Theil im luxemburgischen Echternach (1928). Hinten Dialektdichter und Stadtführer Prof. Comes, der „seine“ Siebenbürger mit dem Letzeburgischen vertraut machte, das ja dem Sächsischen stark ähnelt. Vorne (liegend) die Vierkämpferin Ilse Hausleitner. *1)*





*k.u.k. Soldaten bei der Mittagspause (Originaltitel: „Menage beim Barackenbau“). Südtirol(?), um 1916. Handkoloriertes Glasdia. *1)*

*„Weißer Krieg“ in den Alpen: Hans Theil (links) als k.u.k. Kaiserjäger in Fulpmes/Tirol vor dem Abmarsch ins Feld mit Schneebrille und umgehängter Kartentasche (1915?). Handkoloriertes Glasdia. *1)*



Wem Gott will rechte Gunst erweisen

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt,
dem will er seine Wunder weisen
in Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Bächlein von den Bergen springen,
die Lerchen schwirren hoch vor Lust;
was sollt ich nicht mit ihnen singen
aus voller Kehle und frischer Brust.

Den lieben Gott laß ich nur walten;
der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
und Erd und Himmel will erhalten,
hat auch mein Sach aufs beste bestellt.

Joseph Frhr. von Eichendorf



Mit Rucksack und Coetusmütze: Das perfekte Foto von einer Wanderung über die Dörfer (hier BIRTHÄLM), um 1925/28. So unpräntiös-lebendig im Geiste des Wandervogel hatte damals keiner fotografiert. Scan: Bildarchiv Kreismuseum Bistritz (Original heute im Siebenbürgischen Museum?)

*Skitouristen vor dem Kurhaus auf der Hohen Rinne. Die Aufnahme dürfte bald nach der Einführung des elektrischen Lichts im Kurort (1928) entstanden sein. Der 6. von links dürfte Hans Theil sein. Handkoloriertes Glasdia. *2)*



*Rheinpanorama, vom Loreley-Felsen aus (1928). Vorne (mit Nickelbrille) Hans Theil mit umgehängter Fototasche.*2)*

*Bad im Rhein auf der Kölnfahrt von 1928. Hinten passiert gerade der 1925 in Amsterdam gebaute Raddampfer „Königin Wilhelmina“ St. Goar mit Burg Katz (1945 versenkt). Im „alten Schwimmbad“ mit seiner Sandbank wurde bis in die späten 1960er gebadet. Handkoloriertes Glasdias. *2)*



Zeitdokumente von hohem ästhetischen Reiz –

Die kolorierten Glasdias des Gymnasiallehrers Hans Theil

Was der Leiter des Siebenbürgischen Museums, Dr. Markus Lörz, auf dem Heimattag 2019 in Dinkelsbühl unter dem Motto „Schön war die Zeit“ vorstellte, war eine kleine Sensation: Bilddokumente aus den zwanziger Jahren, alle frisch wie am ersten Tag – meist Exkursionsbilder von nah und fern, zart koloriert und fantasievoll arrangiert. Die Überfahrt auf die Donauinsel Ada-Kaleh, das Loreley-Plateau mit Rheinpanorama, ein Bad im Rhein bei St. Goar mit vorbeituckern-dem Raddampfer, ein Mann an der Harmonika, der zum Tanz im Volkspark von Hamburg-Altona aufspielt, Flanieren an der Neckarpromenade in Heidelberg, Schäßburger Jungs in ihren Sandburgen auf Rügen beim Mampfen ihrer Stullen, Schiffsverkehr auf der Donau vor Budapest, eine lässig posierende Gruppe auf dem Passagierdampfer „Imperatul Traian“ in Konstanza ...

Die Fotos haben es in sich: So kreativ und lebendig, so nah am Puls der Zeit hatte damals kaum einer in Siebenbürgen fotografiert. Sie stammten allerdings nicht „aus dem Atelier von Hermann G. Roth“, sondern vom Schäßburger Gymnasiallehrer und Amateurfotografen Hans Theil. Das konnte Lörz nicht wissen, als er sich kurzfristig entschloss, den Bilderschatz aus seinem Haus der Öffentlichkeit vorzustellen.

Da sich auf der vom Siebenbürgischen Museum erworbenen Schachtel eine nachträglich angebrachte Notiz befand, derzufolge „der wichtige Schäßburger Fotograf“ Hermann G. Roth „der Urheber“ der 540 größtenteils kolorierten Glasplattendias und Schwarzweißnegative aus den Jahren von 1926 bis 1928 im Format 9x12 cm sei, hatte man die Angaben einfach übernommen. Auch ein selbstgebauter Projektionsapparat gehört zu dem kostbaren Konvolut.

Dabei hatten die Ausstellungsmacher Bedenken, ob der Atelierfotograf Hermann Gottlieb Roth (1854-1941) tatsächlich der Richtige sei. Ich selbst hatte mich bereits vor Jahren gewundert, als ich eine kolorierte Aufnahme der Klausenburger Lederfabrik der Brüder Renner von 1925 sah, unter der der Name von Roth stand – Dr. Volker Wollmann hatte sie im zweiten Band seiner Serie „Patrimoniul preindustrial și industrial în România“ veröffentlicht (Honterus 2011, Abb. 470a). Darauf angesprochen, fiel ihm noch ein weiteres Bild ein („erstes Farbfoto der Erdölsonden von Moreni“), das er dem gleichen Bilderfundus entnommen hatte. Es stellte sich schnell heraus, dass es ebenfalls ein koloriertes Schwarzweißfoto ist, doch dank des Pkw und des „dekorativen“ Telegrafmastes im Vordergrund keines der meist drögen Sondenbilder (Bd. 6, Abb. 218). Nach einem Besuch im Januar dieses Jahres beim Sohn des Fotografen Hermann Theil konnten auch diese eher untypischen „Ausreißer-Fotos“ Hans Theil zugeordnet werden. Im Fall des Klausenburger Fotos war es wohl so, dass Theil seine Schwester Irene besucht hatte, die mit Lajos Nagy verheiratet war, der als Unternehmer in Klausenburg Leim aus Knochen herstellte und den Fabrikanten Renner wohl seinen Schwager als „Werbefotografen“ empfohlen hatte. Auch im Fall des Sondenfotos spielt ein Schwager des Fotografen eine Rolle. Es muss sich um ein Foto handeln, das auf einer Führung mit Helmut Wolff entstand, damals (1925) Erdölingenieur in leitender Stellung bei der Firma „Wintershall“ in Cămpina.

Die fotografischen Highlights der Sammlung Theil sind jedoch seine Aufnahmen von Turnfahrten und Schulausflügen. Es sind nie einfach Schnappschüsse oder Bitte-recht-freundlich-Gruppenfotos, sondern

mit Malergespür inszenierte Bilder von künstlerischem und dokumentarischem Wert gleichermaßen. Dokumente einer neuen Zeit, mit selbstbewusst-emanzipierten jungen Damen (Frauenwahlrecht!) mit Bubikopf und Topfhut, die Fritzi Massary trällerten und Sport als neuem Massenphänomen. Nicht zufällig kam gerade damals auch die „runderneuerte“ neusächsische Tracht mit ihren farbenfrohen bestickten Stirnbändern auf, auch diese eine Anregung des Feindes alter Zöpfe Stephan L. Roth. Aufbruchstimmung allenthalben, Fernreisen, gemeinsamer Badespaß ...

Besonders ansprechend der poetische Reiz der zart kolorierten Bilder, die mit ihrer Farbigkeit an die im aufwendigen Photochrom-Verfahren hergestellten Abbildungen der Zeit um die Jahrhundertwende erinnern (die auch keine echten Farbfotos waren), wie sie heute in prächtigen Nostalgie-Bildbänden im Taschen-Verlag („Deutschland um 1900“) oder im Christian Brandstätter Verlag in der Reihe „Die Welt von gestern in Farbe“ den Leser verzaubern.

Aber Hans Theils Farb-Fotos sind eben Unikate, die nicht durch Photochrom-Druck, sondern durch zeitaufwendiges Kolorieren der Schwarzweiß-Glasdias zustande kamen (der Volksbildungsverein Urania und die kommerziellen Kaiser-Panoramen beschäftigten hierfür zeitweilig bis zu 20 Miniaturisten und Porzellanmalerinnen; erst mit dem Aufkommen des Farbfilms gerieten die kleinen Kunstwerke in Vergessenheit). Als ich Theils älteren Sohn, den Architekten und Bildhauer Hans Wolfram Theil Mitte der neunziger Jahre besuchte, erinnerte er sich noch gut an die Fläschchen mit den Retuschefarben und die feinen Pinsel, mit denen sein Vater die Glasdias bemalte. Dabei kam ihm entgegen, dass er künstlerisch begabt war, wovon auch eine Serie von Aquarellen mit siebenbürgischen Kirchenburgen zeugt. Seine eigentliche Spezialität blieben aber seine Lichtbildvorträge; hochgelobt etwa seine Vorträge „Siebenbürgen, süße Heimat“ („vorzügliche photographische Aufnahmen ... feine Bemalung durch Prof. Theils fleißige und geschickte Hand“, Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt vom 7.3.1926, vgl. auch SDT vom 28.4. und 6.5.1926). Wiederholt stand aber auch sein geliebtes Alt-Schäßburg im Fokus (Groß-Kokler Bote vom 3. und 10.5.1925). Die eigentlichen Highlights blieben freilich seine fotografischen Reiseimpressionen, die den journalistischen Blick verraten, ohne den künstlerischen zu vernachlässigen.

Keine Frage, Hans (eigentlich Johann) Theil war alles andere als ein Unbekannter. Geboren als Sohn eines Volksschullehrers am 9. Februar 1890 in Schäßburg, studierte er in Budapest, Leipzig und Berlin Altphilologie, Theologie und Leibesübungen. Ungewöhnlich die Tatsache, dass er neben seiner schulischen Ausbildung auch Rumänisch unterrichtete, was ihm den Spitznamen „Costache“ einbrachte, nach dem Schriftsteller Costache Negruzzi (kurios genug: selbst sein Sohn Hermann wurde wegen seines Vaters seit Gymnasialzeiten „Coco“ genannt). 1912 begann er als Lehrer an der Schäßburger Mädchenschule, 1914 wechselte er mit den Fächern Griechisch, Latein und Turnen ans „Bischof-Deutsch-Gymnasium“. Seine freiwillige Teilnahme am Ersten Weltkrieg bei den „Tiroler Kaiserjägern“ endete in italienischer Kriegsgefangenschaft, die er wegen einer Ruhrepidemie in Neapel nur knapp überlebte. Erstaunlich genug, dass sich selbst aus dieser Zeit zwei Fotos erhalten haben, die er später ebenfalls – sicher für Vorträge – kolorierte (siehe Bildteil).

1919 kehrte Hans Theil in seine Heimatstadt zurück und heiratete noch im gleichen Jahr Gertrud Wolff, die Tochter des Gymnasialdirektors und späteren Stadtpfarrers Dr. Johann Wolff. Der Ehe entstammen vier Kinder, darunter der bereits erwähnte Hans Wolfram Theil (1921-2003) und, als Nachzügler, Dipl.-Ing. Hermann Theil (geb. 1941), ehemaliger HOG-Vorstand und Redakteur der Schäßburger Nachrichten (SN, Folge 50, Dez. 2018, S. 55). Als erfahrenem Lehrer gelang es Theil sogar, den bekanntermaßen oft langweiligen Lateinunterricht durch ein von ihm verfasstes und bald weit verbreitetes zweibändiges „Lehr- und Lernbuch für die deutschsprachigen Gymnasien in Rumänien“ neu zu beleben („Latein, auf rumänisch-deutscher Grundlage“, 1935/36). Nach 1945 erschien sogar eine Neubearbeitung. Bauingenieur Herbert „Hebi“ Letz, 87, der zu den letzten Latein-Jahrgängen des stockschwingenden, als streng bekannten Hans Theil gehörte, fiel nicht von ungefähr auf Antrieb ein „polyglotter“ Schülerneckspruch ein: „Hic, haec, hoc/Costache mät dem Stock“.

Besonders am Herzen lag Gymnasiallehrer Theil das Internat „Alberthaus“ (so benannt nach dem Dichter Michael Albert, dem Großvater mütterlicherseits seiner Frau), das er seit 1928 leitete und dessen Kapazität er 1940 durch einen Erweiterungsbau des jungen Architekten Kurt Leonhardt fast verdoppeln konnte. Es wurde für viele Schüler aus den damaligen deutschen Siedlungsgebieten Großrumäniens zum „zweiten Zuhause“, wie sich Pfarrer Lothar Schullerus sen. (gest. 2016) in den Schäßburger Nachrichten von Dezember 2013 erinnert. Davor hatte bereits ein anderer ehemaliger Internatsschüler einen Nachruf zum Gedächtnis des verehrten Lehrers geschrieben. Der nicht gezeichnete Text stammt von Hans Henrich und erschien in der Siebenbürgischen Zeitung vom 15. September 1963.

Als Vorstand des Schäßburger Turnvereins (S.T.V.) investierte Theil auch viel Zeit und Herzblut in die Leitung von Fahrten ins In- und Ausland, die er danach in Lichtbildvorträgen (Groß-Kokler Bote vom 1.11.1925) einem größeren Publikum darbot und in gedruckten Berichten mit Teilnehmer-Beiträgen festhalten ließ. Besonders interessant der 39-seitige Fahrtbericht „Von unserer Auslandsreise zum 14. Deutschen Turnfest in Köln am Rhein im Oktober 1928“, der als Sonderdruck aus dem Groß-Kokler Boten bei J. Horeth in Schäßburg erschien. Darin wird auf größerem Raum auch der Aufenthalt im luxemburgischen Echternach geschildert, bekanntlich eine der Urheimaten der Siebenbürger Sachsen. Neben gesanglichen Darbietungen (Leitung Paul Schuller) und sächsischen, ungarischen und rumänischen Volkstänzen hielt Fahrleiter Theil auch einen Lichtbildvortrag auf Sächsisch, bei dem er seine „trefflich kolorierten Bilder aus Schäßburg und Land“ zeigte (Echternacher Anzeiger). Den Bericht über den sportlichen Teil hatte Ilse Hausleitner, später verh. Scheeser (1908-1996), eine Nichte des Kronstädter Arztes Dr. Wilhelm Depner, geschrieben. Sie hatte in Köln als beste auslandsdeutsche Vierkämpferin und von allen Weltturnerinnen als sechste abgeschnitten.

Wesentlich völkischer fällt da schon der Bericht über das Deutsche Turnfest im Juli 1933 in Stuttgart aus, bei dem 70 deutsche Turner aus Rumänien angereist waren. Am letzten Tag beehrte sogar „Volkskanzler“ Adolf Hitler das „wunderbare Fest der deutschen Kraft“ („Auf nach Stuttgart! Fahrtberichte der Reisegruppe zum 15. Deutschen Turnfest in Stuttgart 1933“). Was Wunder, dass die STV-ler auch bei den Olympischen Spielen 1936 mit ihrem bewährten Vorstand und Reiseleiter Hans Theil dabei waren.

Mit dem Frontwechsel Rumäniens am 23. August 1944 endete die Laufbahn des engagierten Lehrers abrupt. Für zwei Jahre wurde er ohne Anklage in den Lagern von Slobozia, Turnu Măgurele und Tg. Jiu interniert, um danach nur noch fachfremd (darunter auch mit

Russisch!) als Aushilfslehrer in den Dörfern bei Schäßburg eingesetzt zu werden. 1954 hatte Gans Gansowitsch Theil (ja, unser „Chanz“ hatte auch Sinn für Galgenhumor) seine Schuldigkeit als Lehrer getan, ehe er noch im Ruhestand acht Jahre als Kirchenbezirksanwalt arbeitete. Am 6. August 1963 erlag der bis zuletzt rüstige Rentner einem Prostataleiden.

Es stellt sich natürlich die Frage, ob Hans Theil ein Vorbild hatte. Das kann eigentlich nur einer gewesen sein: der Schäßburger Mathe- und Physiklehrer Adolf Höhr (1869-1916). Denn dessen fotografisches Können ist mindestens genauso staunenswert wie jenes seines jüngeren Lehrerkollegen. Ein schönes Beispiel eines kolorierten Höhr-Dias von 1902 mit maisschälenden Bäuerinnen brachte die Siebenbürgische Zeitung vom 15. Mai 2013 als Titelbild. Jutta Fabritius vom Bildarchiv des Siebenbürgen-Instituts zufolge besitzt Gundelsheim derzeit 284 Glasplatten von Höhr: 235 Glasnegative und 49 Glasdias im Format 9 x 12 cm, 38 davon koloriert. Alt-Schäßburger Motive gibt es etwa 60, davon weniger als 20 kolorierte (Mail vom 9.7.2019). 1905 arbeitete Höhr als einer der ersten auf Lumières Autochromplatten, also mit echten Farbdias; keine Frage: ein Meister, den es noch zu entdecken gilt. Im Übrigen ging bereits Adolf Höhr bei der Nachbereitung seiner Reisen ähnlich gründlich vor wie später Hans Theil. Selbst Ad. Meschendörfers legendäre Kulturzeitschrift „Die Karpathen“ räumte einem von Höhrs Klassenfahrtenberichten erstaunlich viel Platz ein („Die heurige Schulreise der Schäßburger“, nachzulesen in Heft Nr. 24 vom 15.9.1908, S. 745-755). Auch von Theil haben sich solche Fotos erhalten, die ältesten, 27 Stück, befinden sich in zwei Schachteln mit der Aufschrift „Schulreise 1910/Erzgebirge“ (Sammlung Hermann Theil, Weinsberg).

Während des Kokel-Hochwassers 1975 wurde eine ganze Kiste mit teils kolorierten Hans-Theil-Dias und Planfilmen (meist Ausflugsbilder) ziemlich schwer in Mitleidenschaft gezogen, fand aber auf Umwegen doch noch zum 1973 ausgewanderten Hermann Theil, der sie bis heute in Weinsberg aufbewahrt (Hans Wolfram Theils Lebensgefährtin Anita Spindler, 91, vermutet, dass es sich um Bilder aus dem Nachlass des Bruders handeln müsse, eine letztlich nachrangige Frage). Es grenzt noch mehr an ein Wunder, dass eine Glasdia-Sammlung im Besitz des Bistritzer Sammlers Florian Coşoiu die Zeitläufte heil überstand (er selbst hatte sie einem Sammler und Dorflehrer bei Bistritz abgekauft). Durch Vermittlung von Dr. Wollmann gelangte sie 2011 nach Gundelsheim, wo sie der jüngst verstorbene Direktor Marius J. Tataru für das Siebenbürgische Museum erwarb – jene finest selection, von der wir einiges in Dinkelsbühl und nochmals einige Monate später im Siebenbürgischen Museum in Gundelsheim zu sehen bekamen. Im Nachrichtenblatt des Museums wird der Neuzugang der Schachtel mit den Glasdias (siehe oben) merkwürdigerweise nicht erwähnt.

Kolorierte Aufnahmen erfahren im Rahmen des allgemeinen Retrotrends gerade ein erstaunliches Revival. Neue Maßstäbe setzte insbesondere der im Herbst 2018 in die Kinos gekommene Dokumentarfilm „They Shall Not Grow Old“ des bekannten Regisseurs Peter Jackson über den Ersten Weltkrieg – digital restauriert und koloriert, „wie frisch gedreht“ (Süddeutsche Zeitung). Die Weltkriegsdoku mit ihren eingefärbten Schwarzweißbildern, einst ruckelig und zerkratzt, ließ keinen Zuschauer unberührt - „Farbe“, so der Filmhistoriker Dr. Rolf Gießen, „hat eine emotionale Ausstrahlung“. Kurz darauf folgte die vielbeachtete, ebenfalls weitgehend kolorierte rumänisch-amerikanische Doku über Königin Maria von Rumänien („Maria, Inima României“), die der Autor dieser Zeilen in der Siebenbürgischen Zeitung entsprechend gewürdigt hat.

Konrad Klein, Gauting b. München

Anekdoten und Anekdotisches rings um „Brückengasse 3“



Selbst wenn es seit 42 Jahren das „Hotel und Restaurant Bur“ nicht mehr gibt, lebt die Erinnerung daran weiter. „Die Erinnerung“, sagte der deutsche Dichter Jean Paul, „ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.“ Je tiefer ich in diese Erinnerungen vorgedrungen bin, umso mehr sind neue Zeitfragmente aufgetaucht. Ich bin auf schöne, auf liebe, aber auch traurige und unschöne Erinnerungen, Gedanken und Andenken gestoßen. Dabei ist es nicht zu vermeiden, dass Namen und Tatsachen genannt werden. Es liegt also nicht in meiner Absicht jemanden zu verunglimpfen, herabzusetzen, zu beleidigen oder mich darüber lustig zu machen. Für mich sind es subjektive Erinnerungsstücke. Mein schönstes reelles Andenken ist das alte Hausnummernschild.

Das Brückengassen-Viertel gibt es auch nicht mehr. Ein Stück lebende Altstadt ist durch machtpolitisches Unwissen ausradiert worden. Wie freut man sich, grenzenlos durch die Zeitgeschichte zu gleiten und nicht chronologisch oder thematisch geordnet, Altes wieder zum Leben zu erwecken.

Ich lade Sie ein, mir in die vergangene Zeit zu folgen, in mein kleines Paradies.

Herr Prof. Racota

Eines Tages erschien der Direktor des Gymnasiums Prof. Tului Racota bei meinem Vater in der Buchhandlung und fragte ihn: „Domnu Arz stiti ca fiul dumneavoastra frecventeaza restaurantul, poate că și bea?“ (Herr Arzt, wissen Sie, dass ihr Sohn Gaststätten besucht, oder sogar trinkt?) „Nu, vai de mine!“ (Nein, wehe mir!)

„L-am prins de vreo câteva ori, că ieșe de la „Bur“! Sau că intră acolo.“ (Ich habe ihn einige Male gesehen aus dem „Buren“ kommen, oder dass er dorthin hineingeht)

„Vai, domnul profesor, stiti noi locuim de ani de zile acolo!“ (Ach, Herr Professor, wissen Sie, wir wohnen schon seit Jahren dort.)

Das lange Gesicht hätte ich gerne gesehen.

Herr Professor Racota war den alkoholischen Geistern nicht abgeneigt. Auf seinem Heimweg lagen gleich drei „Erleuchtungsstellen“: der „Mitica“ am kleinen Markt in der Mühlgasse, der „Stern“ in der Baiergasse und der „Bur“ in der Brückengasse. Im Letzteren war der Aufenthalt oft länger, denn Herr Professor verbesserte hier im Biergarten ungestört die Schüleraufsätze.

Einmal hatte ich das Vergnügen einen Stoß Hefte bei Herrn Racota abzuliefern. Der aufmerksame Kellner bemerkte die vergessenen Hefte. – Sie hätten aber auch das Gleichgewicht von Herrn Professor Racota beeinflussen können. – Da ich die Wohnung auf der Pfarrerrwiese kannte, erhielt ich die Leinentasche mit den Worten: „Du-i-le acasă, dar să nu le distrugi!“ (Trag sie ihm heim, aber vernichte sie nicht!)

Țuica minune – Der Wunderschnaps

Stammgast in der Bodega war der rumänische Hirte „Bade ...“ ich weiß nicht mehr wie er hieß, aus dem Ungefug (rumänisch Angofa). Großvater war nicht da, so dass die Aushilfe sich um das Wohl der Gäste kümmerte. Bade soundso kommt und bestellt sich einen Schnaps. Die Bedienung greift ins Regal, da ruft der Bade: „Nu, nu de acolo!“ (Nein, nein nicht von dort!)

„Domnul Graef are ceva mai bun sub tejghea,“ (Herr Graef hat etwas

Besseres unter dem Tresen). Der Griff geht unter den Tresen. Die Bedienung schenkt ein. Der Bade kippt das Schnapsglas auf die Nase, schüttelt sich und geht. „O zi bună!“ (Wünsche 'n guten Tag!)

Als Großvater wieder da ist, möchte die Bedienung doch wissen, was für ein Schnaps da unten steht. Tatsächlich stand hier der Doppelgebrannte für Sondergäste. Doch diesmal standen hier zwei Flaschen. Die zweite Flasche enthielt Schwefelsäure, mit der man die Wasserleitung reinigte, weil die Bleileitung sich wegen dem hohen Kalkgehalt zusetzte. Verabredet wird Schweigen und die zweite Flasche kommt ins aller unterste Fach zu den Reinigungsmitteln. Nachts schläft Großvater nicht.

Am nächsten Morgen steht der Bade am Tresen. „Domnul Graef, mai dă-mi o țuică de aia bună. Când m-am bășinat, s-au rupt chițoții și izmenele!“ (Herr Graef, geben Sie mir nochmals von dem guten Schnaps. Beim Fur...en sind die Unterhosen und Beinkleider durchgerissen!)

Gelacht hat Großvater nicht, aber er war froh, seinen Stammgast wieder zu sehen.

Völkerball

Für uns Kinder war der Sommergarten, der Biergarten der tollste Spielhof. Es lagen viele Quadratmeter zum Spielen bereit. Voraussetzung war jedoch: Nicht grundlos brüllen, keine Fensterscheiben zerdeppern oder einschlagen, den Ball nicht an die Wände und Türen ballern, die Wein- und Bierkisten nicht zur Markierung der Spielfläche benutzen oder die Bierfässer beschädigen. Acht Kinder, die hier wohnten, waren immer dabei: Hanzl und Sigrid Folberth, Otti und Karli Tuli, Nelu und Mircea Suci, Ingrid und Koni Arz. Sobald der erste Ball aufgeschlagen wurde, ergänzte sich die Mannschaft. Die Nachbarskinder stiegen über die Gartenmauer, über das Dach des Warenlagers oder über die Lindenbäume. Gicu Lazar mit Bruder, Vasile und Petru, die Braniste- und Dilo- Geschwister standen zum Spiel bereit. Es gab kein: „Ba, țigane“, „mă sasule“, „ce trei boșgore!“ (Du Zigeuner, he, du Sachse, was willst du, Szekler!) Die Mannschaften wählten sich von allein. Man nahm widerwillig Rücksicht auf die Jüngeren und auf die Mädchen. Man spielte bis zum Dunkelwerden. Ging jedoch eine Fensterscheibe zu Bruch, war wie auf Fingerschnippen jeder weg. Nur die Köchin Frau Martha kam kreischend in den Hof gerannt: „Ech hun ech gesăhen! Fra Graef, Fra Arz, ech wies, wie sai seng!“ (Ich habe euch gesehen! Frau Graef, Frau Arz, ich weiß, wer sie sind!)

Tunkebrot

Wie in jeder Gaststätte gab es auch im „Buren“ Grillfleisch und Mititei (Tschewaptschitschi). Der Grill stand im Hof, vor der Küchentüre der Gaststätte. Wenn eine größere Menge gegrillt wurde, rauchte, dampfte und qualmte es sehr heftig. Die Geruchsschwaden waren in der Wohnung zu riechen. Meine Mutter ärgerte sich immer, dass kein Abzug oder Ventilator eingeschaltet wurde.

Reinhold Schneider war bei uns zu Besuch und war begeistert von dem Duft. „Reinhold, wie kannst du das für gut und köstlich halten?“ empörte sich meine Mutter. „Ach wenn man mit dem Brot in die Luft tunkt, hat man ein kostengünstiges Essen“, entgegnete er.

Feuer!

An einem Samstagabend, die Badewanne war schon für das wöchentliche Bad mit kaltem Wasser gefüllt, bemerkte ich beim Abendbrot einen Brandgeruch. Ganz leise und ungerührt sagte ich: „Es riecht merkwürdig wie Brand“. „Rieed nichen Stuss“, (red' keinen Unsinn), bekam ich als Antwort. Im nächsten Augenblick knallten Türen im Flur, eilige Schritte liefen die Treppe zum Dachboden auf und ab. Herr Tuli schrie: „Arde, foc, foc in pod!“ (Es brennt, Feuer, Feuer im Dachboden!) Mein Vater schnappte sich den Eimer, schöpfte Wasser aus der Badewanne und rannte hinauf. Zu der kleinen Dachbodentür kippte er das Wasser hinein. Eine riesige Stichflamme schlug dem Eimer entgegen. Es brannte die elektrische Hauptsicherung des Hauses. Ein Kurzschluss war die Folge. Dunkelheit im ganzen Haus. Kurze Zeit später trampelten die Militärstiefel der Feuerwehr im Treppenhaus. Eimer kullerten die Stufen hinab. Militärische Kommandos gellten durch das Haus. Überall tappte man in Wasserlachen, denn fast jeder Einwohner war mit einem vollen Wassereimer aus der Wohnung gestürzt und hatte ihn im Dunkeln einfach hingestellt. Immer noch kein Licht, kein Lichtschein. Auch die Feuerwehr hatte kein Notlicht mit. Merkwürdig, bei dem ganzen Rummel war das Feuer erloschen.



Unser Wohnzimmer

„Pentru orice siguranță dăm cu spuma“, (Zur Sicherheit setzen wir den Schaum ein.) war das Resümee des Feuerwehrhauptmanns. Kommando: „Adă stingătorul cu spuma!“ (Holt den Schaumlöcher!) Auf Kommando wird der

Schaumlöschbehälter aufgepumpt. „Avem două atmosfere.“ (Wir haben zwei Atü.) Kommando: „Stinge!“ (Löschchen!) Der Soldat richtete den Schlauch in Richtung der erloschenen Brandstelle und drehte den Hebel auf. Ein kleiner, weißer Schaumtropfen schwappt heraus, gefolgt von einem leisen Zischen. Der Löcher war leer! „La noapte discutăm noi pregătirea!“ (Heute Nacht behandeln wir die Vorbereitung!) waren die letzten Anweisungen des Hauptmanns und dann verhallte das Trampeln der Stiefel auf den 32 Stufen des Hauses.

Über eine Woche gab es keinen Strom im Haus.

Frau Suci

Frau Eugenia Suci war eine sehr elegante Frau. Immer tipptopp gekleidet. Immer flott hergerichtet, wenn sie ausging. In ihrer Wohnung ging es etwas legerer zu. Gelüftet wurde selten, denn man könnte sich eine Erkältung „einfangen“ - das war ihr Credo. Auch in der Küche ging es Laissez-faire zu. So kam sie gerne zu uns Etwas borgen. „Vai doamna Arz, am uitat să iau zahăr. Nu puteți să mă ajutați cu două linguri de zahăr?“ (Ach, Frau Arz, ich habe vergessen Zucker zu kaufen. Könnten Sie mir nicht mit zwei Löffel Zucker aushelfen?)

Es war nicht nur Zucker, sondern auch Mehl, Öl, Reis und manchmal auch Geld. Mit dem Zurückgeben war das eine offene Sache. „Vai am uitat!“ (Ach, ich habe vergessen!) Oder: „Aduc mâine!“ (Ich bringe es Ihnen morgen!). Das Geld wurde dann beim Zahlen der Miete verrechnet.

Eines Tages kam Frau Suci mit der Bitte: „Doamna Graef împrumutăm un ou!“ (Frau Graef borgen Sie mir ein Ei!). Großmutter war sehr schlagfertig. „Doamna Suci, să știți că mi s-au gătat chiar astăzi.“ (Frau Suci, wissen Sie, die Eier sind mir heute ausgegangen. Ich habe

keine). Da brach es aus Frau Suci heraus: „Ce gospodină sunteți, dacă nu aveți un ou?“ (Was für eine Hausfrau sind Sie, wenn Sie nicht mal ein Ei haben?!)

Frau Petre

Frau Ana Petre wohnte im mittleren Zimmer. Die etwa 20 m² große Wohnung war sehr gepflegt und sauber. Sobald sie ihre Wohnungstüre aufschloss, zog sie die Schuhe aus und stellte sie im Zimmer links neben die Türe hin. Sie bezeichnete sich offen als Zigeunerin, sprach aber nur Rumänisch. Lesen und Schreiben konnte sie nicht. Beim Geld aber konnte kein Bäcker ihr eine Fünf für eine Drei vorrechnen. Sogar beim Kleingeld als Restgeld nicht!

Erhielt Frau Petre Post von ihren Verwandten aus Bukarest, rief sie mich immer in ihr Zimmer mit den Worten: „Koni, dragule, te rog sa-mi faci o scrisoare.“ (Koni, mein Lieber, bitte „mach“ mir einen Brief.) Das hieß zuerst, ihr den Brief vorlesen und anschließend eine Antwort schreiben. Dafür kaufte sie einen fertig frankierten Brief mit einem Doppelbogen Papier. Langsam sprach sie mir ihre Gedanken vor, die ich mitschrieb. Flunkern ging nicht. Schließlich musste ich ihr die vier Briefseiten vorlesen. Das Vorlesen unterbrach sie an unterschiedlichen Stellen. So musste ich immer den vorherigen Satz wiederholen. „Ce am scris mai înainte?“ (Was habe ich vorher geschrieben?)

Guck mal, die passt

Herr Tuli war CFR – Beamter (Bahnangestellter) und Freizeitmusiker, aber auch ein begeisterter Bastler. Seine Motorräder wurden täglich gewartet und viel repariert. Für seine russische „I-Je“ Maschine hatte er sich einen Beiwagen entworfen und gebaut.

Herr Folberth, der mit seiner Familie in der Hofwohnung lebte, stand oft bewundernd und Kopf schüttelnd dabei. Aus reinem Jux brachte er Herrn Tuli eine Schraubenmutter mit den Worten: „Calmi uite ce am găsit“. (Calmi, schau mal, was ich gefunden habe.)

„Unde?“ (Wo?) „Lângă pod unde treci calea ferată.“ (Neben der Brücke, wo man über die Bahnlinie fährt.)

Herr Tuli lief mit der Schraubenmutter in der Hand um sein Motorradgespann. Er öffnete an der Motorradseite das Werkzeugfach, entnahm einen Schlüssel mit den Worten: „Uite că-i de aici, se portivește!“ (Guck mal, die ist von hier. Sie passt!)

Und dann befestigte er damit das Gestänge am Beiwagen.

Was habe ich nur getrunken?

Im Alter von 13 – 14 Jahren waren wir sehr begeisterte „Raketenbauer“. Zelluloid wurde klein geschnitten und in eine zylindrisch geformte Alufolie von Schokoladen gepackt. Am Ende der „Rakete“ blieb eine stecknadelkopfgroße Öffnung. Wurde der Körper mit einer Kerze oder mit Streichhölzern von außen erwärmt, brannte das Zelluloid ab und entwickelte einen kräftigen Rauchstrahl. Aufgrund des Rückstoßprinzips hob das Ding ab und flog steuerlos durch die Gegend zu unserer größten Freude und Genugtuung.

Die Startrampe war der Vorsprung am Klofenster im oberen Stock des Hauses, so zischten unsere Raketen in den großen Vorhof, ohne jemanden zu gefährden.

Mit Karli hatte ich so einen Flugkörper gebastelt. Wir wollten besonders erfolgreich sein und hatten ein etwas überdimensioniertes Ding gebaut. Auch der Start war ungewöhnlich lang. Plötzlich schoss das Objekt los. Es stieg nicht auf, sondern flog auf spiralförmiger Bahn durch das offene Fenster der darunter liegenden Gästetoilette des Gasthauses. Darauf stürzte ein Mann heraus, mit noch nicht beendeten „Geschäft“, laut schreiend: „Doamne, ce am băut de ia foc buda?“ (Mein Gott, was habe ich getrunken, dass das Klo Feuer fängt?!)

Gefährlicher Wurf

Im Sommer sollten die Dachrinnen an der Straßenseite gereinigt werden. Die Handwerker waren schwer zu bekommen, denn Selbstständige gab es nicht. Und spezialisierte Handwerksunternehmen gab es nicht. Handwerker waren staatlich Angestellte bei einer Genossenschaft oder einer staatlichen Firma. So musste man sich auf die Zusage eines Maurers der OCL verlassen, der im Rahmen seiner Arbeitszeit vorbeikam. Damit jedoch keine „Arbeitszeit“ verloren ging, hatte mein Vater Vorarbeiten geleistet. Erst einmal den Fußgängerweg und die Eingänge zur Gaststätte gesichert. Dann schob er die Dachpfannen so weit weg, dass man in die Dachrinne greifen konnte. Dafür musste auch auf der Dachbodenfläche ein Ziegelbelag beiseite geräumt werden. In einer äußeren Ecke stieß mein Vater auf einen Revolver. (Der Großvater nahm ihn mit, wenn er mit dem Pferdewagen auf seine Einkaufsfahrten in die entlegensten Landstriche fuhr.) Mein Vater bekam einen riesigen Schreck. So in Zeitungspapier eingerollt, wie der Revolver unter den Steinen lag, packte er das Ding in die Hosentasche. Im Sozialismus stand auf Waffenbesitz eine mehrjährige Haftstrafe. Der Vater verließ schleunigst den Dachboden, rannte durch den Hof, das war der vollbesetzte Biergarten und verschwand im Garten, der an die Kokel grenzte. Das sündige Ding warf er mit hohem Bogen über den Gartenzaun in den Fluss. Was er in der Aufregung nicht bedacht hatte, war das Gewicht der Waffe. Der Revolver schlüpfte aus dem Papier und stieg im hohen Bogen auf. Die Zeitung segelte fröhlich hinterher. Hat das Jemand gesehen? Die Nachbarn, die am Fluss fischten? Die Fußgänger auf der Brücke? Wochen des Bangens vergingen, bis das Missgeschick aufgedeckt wurde.

Herr Szihangy

Herr Szihangy wohnte gegenüber der Gaststätte, Brückengasse 2. Es war ein älterer Herr aus ungarischem Adel, immer gut gekleidet. Aber er war blind. Jeden Morgen überquerte er den Weg, denn der Durst quälte ihn. Man munkelte, dass seine Behinderung dem Alkohol zu verdanken sei.

Durch die Brückengasse führten nicht nur die Schienen der Schmalspurbahn sondern auch der ganze Hauptverkehr der Stadt und der Fernverkehr. Trotz der hohen Gefahr gelang es ihm täglich und zielicher, den Haupteingang der Gaststätte zu erreichen. Mühelos und sicher bewältigte er die vier Eingangsstufen und erreichte immer denselben gedeckten Tisch. Der Durstteufel verlangte nur „Tiuca“ (Schnaps). Gegen Mittag lallte er dann: „Fiú, vigye haza!“ und wiederholte: „Puiule, du-ma acasa!“ (Jungchen, schaff mich heim!) Das wurde zur Endlosschleife, bis ein Kellner sich seiner erbarmte und ihn über den Weg leitete. Sobald er den Fuß zum höheren Gehsteig hob, war nur noch: „It, it, it, merci!“ (Hier, hier, hier Merci!)

Hauswein

Die OCL belieferte die Gaststätte täglich mit Getränken. Auf einem Laster brachte man kistenweise das Getränk. Bier in quadratischen Kisten zu je 25 Flaschen, Wein, Schnaps und Mineralwasser in länglichen Holzkisten zu je 10 Flaschen.

Eine Weinlieferung erfolgte einmal früh morgens. Mit viel Radau verschwanden über eine Rutsche etwa 60 bis 70 Kisten Hauswein („Vin de Casa“) in den Keller. Der qualitative und teure Hauswein durfte nicht im Hof stehen. Eine Flasche kostete 12 Lei! Schon während des Tages waren merkwürdige Geräusche im Keller zu hören. Kistenweise oder flaschenweise brachten die Angestellten das Getränk zum Verkauf. Einer der Angestellten vergaß die Kellertüre zu schließen, so dass sich die Sommerwärme in den Kellerräumen staute. In der Nacht ging ein lustiges und munteres Sylvesterknallen los. Bub, pupp,

plopp und am Morgen waren 600 bis 700 Liter Wein zu 600 bis 700 Liter Schaumwein verzaubert! Die Flaschen nur noch halbvoll. Das Reinemachen ergab einen vollen Papiersack mit Korken.

In dem Weinabfülldepot, in der Oberen Baiergasse, war beim Verschnitt der Weinsorten der falsche Geschmacksverstärker eingefüllt worden. – Qualitätswein!

Der ewige Besuch

Grießi hatte im zweiten hinteren Fenster ihres Zimmers immer Topfblumen. Dieses Fenster war übertoll mit Topfpflanzen belegt. Es grünte und blühte also in allen Jahreszeiten. Um die Pflanzen im Winter vor Kälte zu schützen, stellte die Großmutter dickeres Papier oder Kartons zwischen Pflanze und Glasscheibe – die Fenster hatten keine Doppelverglasung.

In einem Winter hatte Grießi durch Zufall ein Portraitfoto von ihrer Großmutter, Josefine Schneider, als Schutz vor die blühenden Lieschen gestellt. Es war ein fast lebensgroßes ovales Bild. Das Blumenfenster konnte man aus dem Klofenster sehen. Eines Tages kam Frau Tuli zu Grießi mit folgender Frage: „Giet är Besack näkest schlofen?“ (Geht Ihr Besuch nie schlafen?)

„Cha, wat fur an Besäck?“ (Ja, was für ein Besuch?)

„Na, däi Fra do um Fenster än ärem Zimmer!“ (Also, die Frau dort am Fenster von Ihrem Zimmer!)

Grießi ging ans Klofenster, um den Besuch am Zimmerfenster zu ergründen.

„Ach, Fra Tuli, dat äs meng Schneidergrieß. Et äs jo nor an Foto!“ (Ach, Frau Tuli, das ist meine Schneider-Großmutter. Es ist doch nur ein Foto!)

Pitzitante

Pitzitante war die Schwägerin der Grießi. Mit richtigem Namen hieß sie Frieda Otto, geb. Graef. Sie kam regelmäßig zu Besuch. Grießi und Pitzitante hatten immer ein Gespräch. Wenn es nicht um Familiengeschichten ging, dann wurde über das Aktuellste aus der „Bunte“ debattiert. Aber ganz nebenbei wurde gehandhabt. Grießi strickte und Pitzitante häkelte oder netzte Spitzen. Oft musste Grießi den Satz wiederholen oder lauter werden, weil Pitzitante etwas schwerhörig war. Häufig spielte sich das Ganze in der Küche ab.

An einem Nachmittag kam Karli und holte mich zum Spielen ab. Ich hatte ihn aber geneckt und ihn mit einer Falschbehauptung versetzt. Als Karli endlich die Münze fiel, rief er lächelnd: „Deng wald Pitzitant!“ (deine wilde Pitzitante), worauf Pitzitante lächelnd sich erhob und sagte: „Cha meng Jeang, dat ban ech!“ (Ja, mein Junge, das bin Ich).



Der Küchentisch könnte noch viel mehr erzählen.

Die Wickawusch

Die Wickawusch war die Schmalspurbahn, die Schäßburg über Schaas nach Agnetheln durch das Harbachtal mit Hermannstadt verband. Vom Kleinen Bahnhof führten die Schienenstränge durch den Seilergang über die Bahnbrücke, die dicht an der Maria-Theresia-Holzbrücke stand. Dann querten die Gleise am Zultnerischen-Eck die Hauptstraße, liefen parallel zum Bur durch die Brückengasse, um an der Trauerweide vor dem Kino die Straße erneut zu queren. Dann zog sich der Schienenstrang in die Baiergasse hinauf bis zur Alten Post. Schnell fuhr die Bahn nicht, jedoch sie stellte immer eine Gefahr für den Verkehr und die Fußgänger dar. Ob nun Lastwagons oder Personenwagen hinter der Lok hingen, bebte jedes Mal der Boden. Die Schwingungen übertrugen sich auf das große, solide Gebäude des Buren und in dem Büfett im Wohnzimmer klirrte das Geschirr. Die Wohnungen an der Straßenseite füllten sich mit dem Rauch und Dampf der Lokomotive. Es war wie selbstverständlich, dass die Heizer vor dem Buren nachlegten, denn die Wicka benötigte Anlauf, um die leicht geneigte Baiergasse zu „erklimmen“.

Von Umweltverschmutzung oder Lärmbelästigung war man damals weit entfernt. Wer kannte die Begriffe? Man war eher beunruhigt, wenn das Stampfen und Dampfen länger anhielt. Dann wusste jeder, es hat einen Unfall gegeben. Und die Gäste rannten aus dem Restaurant und der Bodega auf die Straße.

Ein Laster, der über alle Vorschriften hinaus mit Leergut beladen war, war zu eilig aus dem großen Torbogen des Buren hinausgefahren. So kippten aus der oberen Reihe einige Kisten vom Laster und fielen mit ohrenbetäubendem Glasklirren auf die Bahnlinie. Im selben Augenblick keuchte die Wickawusch um die Ecke. Zum Bremsen war es zu spät und die Lokomotive fuhr in den Scherben- und Kistenhaufen hinein. Es gab einen dumpfen Knall und die Lok sprang aus den Schienen. Der Menschauflauf war wie immer groß. Doch noch größer war der Verkehrsstau, denn die Wagons standen vor dem Zultnerischen in der Krümmung und sperrten die Hauptstraße. Die Hauptstraße war auch die Nationalstraße nach Kronstadt.

Ob es die Luther-Lok war, weiß ich nicht mehr, aber das Motto „hier steh ich nun und kann nicht weiter“ hatte gepasst. Bis zum späten Nachmittag dampfte und fauchte die Lokomotive, als sie endlich wieder auf die Schienen kam.

Für uns Kinder der reinste Actionfilm, wir lagen im Fenster und sahen zu.

Neugierde

Das Fassbier wurde in großen hölzernen Eichenfässern angeliefert. Über eine Schräge schlitterte der Länge nach Fass für Fass vom Laster. Dann wurden sie hochkant seitlich im Hof aufgestellt bis man sie einzeln in den Keller rollte, wo sich die Zapfanlage und die Flasche mit dem Kohlendioxyd befanden.

Eines Tages stellte sich uns Kindern, die Frage: „Wie explodieren diese Fässer nicht, wenn die so heftig malträtiert werden?“ Also probierten wir den dicken Korken auf der Fassoberseite hinein zu drücken. Ging nicht – also muss Druck im Fass sein. Doch wie probieren? Da kam die glückliche Lösung. Zwei Jungs (die Namen will ich nicht verraten) klopften einen etwa 10cm langen Nagel mit einem Stein in den Korken. Schon nach wenigen Hieben flog der Nagel in die Luft und eine zischende Bierfontäne schoss hinterher. Die Neugierde war befriedigt und 100, 150 Liter Bier waren weg!

Prost!

Manch kleine Gesellschaft organisierte Bierwetttrinken. Und dazu gab es den Bierstiefel. Es war ein gläsernes Trinkgefäß für ca. 0,3 Liter Inhalt. Die Form war die eines Stiefels, der sich in die Tiefe der Ferse

und bis in die Stiefelspitze füllen ließ. Man musste den Bierstiefel in einem Zug leeren!

Tja, wer ungeschickt war oder den Bierstiefel nicht kannte, hatte rasch seine Freude und die Wette war verloren. Ab einem bestimmten Schluck schwappte das Bier aus der Stiefelspitze dem Gast ins Gesicht. Schadensfreude ist die größte Freude. – Na dann: Prost!

(Wie trinkt man nun? Der Bierstiefel muss mit der Spitze nach unten angesetzt werden. Beim Trinken dreht man den Stiefel vorsichtig, so dass sich erst der Schaft bis zur Ferse leert, dann der Stiefelrist und schließlich die Spitze. Der Bierfluss darf sich dabei nicht unterbrechen, sonst bildet sich eine Luftblase und die „Freude“ ist überraschend plötzlich.)

Für den empfindlichen Gast

Manche Honoraten konnten ein einfach eingekauftes Bier nicht trinken. Sie verlangten nach dem Bierwärmer. Kannte man den Gast zu gut, brachte man den Bierwärmer gleich mit.

Es war ein versilberter Metallzylinder mit einem Haken, mit dem der Zylinder in den Bierkrug gehängt wurde. Am oberen Teil des Bierwärmers befand sich ein Schraubverschluss, so dass man den Bierwärmer mit heißem Wasser oder mit Eiswasser füllen konnte. So gab es wunschgemäß das wohltemperierte Getränk!

In verstaatlichten Zeiten gab es diesen „bürgerlichen Schnickschnack“ nicht mehr. Das Fassbier wurde „la halba sau la tap“ angeboten. Die „halba“ war eine Bierhalbe, ein Biermaß aus dickerem Glas, das seitlich einen Henkel besaß. Der Inhalt war auf 0,5 Liter genormt. Der „tap“ war das Seidel. Ebenfalls aus dickerem Glas mit Henkel. Sein Inhalt war auf 0,3 Liter festgelegt. Dann gab es noch das Flaschenbier, je 0,5 Liter. Die Flaschen wurden in quadratischen Kisten zu 25 Flaschen geliefert. Sechzehn Flaschen standen senkrecht und neun Flaschen steckten kopfüber in den Zwischenräumen. Ob warm oder kalt spielte keine Rolle, der Gast war froh seine kleinen Freuden und größeren Sorgen wegzuspülen.

Wildwestkino kostenlos

Obwohl das Kino zwei Häuser weiter war, bekamen wir öfters zuhause Wildwestszenen kostenlos. Sobald heftiges Stühle- und Tischrücken zu hören waren, wusste man: jetzt geht's los. Schnell lagen sich die Kontrahenten in den Haaren. Aus dem Handgemenge entwickelte sich die prächtigste Schlägerei. Stühle flogen. Tische wurden verschoben oder durchschlugen die Vitrine an der Straßenseite. Der Auflauf wurde groß und größer. Die ungewöhnlichsten Stunts liefen ohne Regieführung ab. Erst die Miliz konnte wieder die Ruhe und Ordnung etablieren und in kürzester Zeit wurde weiter gebechert. Merkwürdig nur, es waren fast immer die gleichen beteiligten Personen. Konnte man sich nicht aus dem Wege gehen? Nein! Denn „la Bur“ kreuzten sich die Heimwege.

Janosch-Bácsi

Für kleine Lieferungen oder Transporte gab es bei der OCL den Janosch-Bácsi. Mit seinem Pferdewagen kam er täglich in den Hof des Buren, jetzt aber „Restaurant Carpati“. Auf dem Pritschenwagen brachte er sackweise Paprika zum Einlegen, Kartoffeln oder Kraut. In großen Behälter oder in Kühlkisten kam das fertig angerichtete Hackfleisch für die Mici (Tschewaptschitschi). Und jedes Mal durften wir Kinder auf der leeren Pritsche bis zum „Stern“ in der Baiergasse mitfahren. Natürlich ohne Anschnallen und Kindersitz! Wir saßen brav in der Mitte der Pritsche und ließen uns durchrütteln und durchschütteln, besonders wenn die Bahngleise der Wickawusch überfahren wurden. Federung gab es nicht.

Doch eines Tages war damit Schluss. Ingrid war auf dem fahrenden

Wagen aufgestanden und rief erschrocken: „Ho, ho, ho!“ Janosch-Bácsi drehte sich verdattert auf dem Kutschbock um und hielt verärgert sofort an. Wir mussten alle absteigen, für immer.

Gab es große Freiluftveranstaltungen in Schäßburg am Sportplatz oder auf der Breite, so mussten die Restaurationsbetriebe mit einem Stand antreten. Und der „Bur“ war immer mit dabei. Dann kam Janosch-Bácsi schon ganz früh am Morgen. Man packte die Tische für den Stand, das Geschirr, die Kisten mit diversen Kleinteilen, den großen Grill und die Säcke mit der Holzkohle auf den Pritschenwagen. Als letztes packte man die Köchin Frau Martha, mit großem Jubelgeschrei, obendrauf auf einen Stapel Tischtücher. Bis dahin hatte sie im schrillen Kommandoton die mitwirkende Mannschaft durch Keller, Hof, Lager und Küche gescheucht.

Mit „Gata, plecám!“ (Fertig, wir fahren!) wurde der Startschuss gegeben und wie ein indianischer Planwagen fuhr Janosch-Bácsi durch den großen Torbogen des Hauses zum eroberten Freiluftplatz.

Das Haustelefon

So fortschrittlich wie heute war das Hotel Bur nicht. Die Werbung: „alle Zimmer mit Dusche/WC, Telefon und TV“ hätte sich niemand vorstellen können. Dafür gab es in jedem Zimmer einen Waschtisch mit Waschschüssel und Wasserkrug aus Porzellan. Wünschte der Gast warmes Wasser oder hatte ein besonderes Anliegen, betätigte er den Klingelkopf im Zimmer. Auf dem Flur leuchtete in einem Leuchtkasten die Zimmernummer auf und der Wunsch wurde umgehend erfüllt.

Das WC war auf dem Flur. Das Gemeinschaftsklo war 18 qm groß. Das Gebäude war der Zeit schon viel voraus, das Haus hatte eine eigene Kläranlage. Achtzehn Quadratmeter für ein WC sind heute ein Luxus, manche Wohnung ist so groß! Fernsehen und Telefon wurden gerade erfunden und weiterentwickelt.



Nächtliche Brückengasse

Erst mit der staatlichen Handelsorganisation, OCL, kam das Telefon ins Haus. Natürlich sollte es nicht privat genutzt werden, aber immer öfter kam der Restaurantsgestionär (Verwalter) in den Hof gelaufen und rief: „Doamna Graef, doamna Arz, teeleeefooon!“ (Frau Graef, Frau Arz, Telefon!)

Privat legten wir uns 1972 das Telefon zu. Dann kamen die Mieter telefonieren oder wir holten den einen oder andern Angerufenen ans Gerät.

Die nächtliche Brückengasse hatte auch ihren Reiz.

Die Häuser wurden dem Erdboden gleichgemacht und ihre Einwohner wurden in alle Richtungen verteilt. Ein Stück Kultur- und Stadtgeschichte ist untergegangen. Heute wissen die wenigsten Einwohner von Schäßburg, wo diese Straße war.

Wie schön, dass jeder Mensch in seinem Herzen und in seiner Phantasie sich ein Stück der Vergangenheit unzerstörbar aufbewahren kann!

Alle Bilder: Fotosammlung des Verfassers Konrad Arz, Gummersbach

Das Kokeltaler Duftwunder

Halvelagen – ein Tuberosenparadies aus fleißiger Hände Arbeit



Eingebunden in landesweite Tourismusprogramme, ist im Gebiet der Großen Kokel nicht nur Schäßburg als Kulturerbestadt der UNESCO ein wichtiges Ziel von Rundreisen, sondern auch Ortschaften seiner Umgebung. Zu diesen zählt unter anderen das nur 14 km von Schäßburg entfernte Halvelagen (Hoghilag), das am rechten Ufer der Großen Kokel liegt und verwaltungsmäßig nicht wie früher zu Schäßburg sondern zum Kreis Hermannstadt gehört. Dennoch ist für touristische Zwecke die Nähe zu Schäßburg ausschlaggebend, da sich hier zahlreiche Unterkunftsöglichkeiten anbieten, von denen aus man dann in die Umgebung ausschwidern kann.

Seinen Mittelpunkt mit Kirche (erbaut 1446) und Schule hat es auf dem „Häfel“ (=Hügel), zu dem die Dorfstraßen, gesäumt von stattlichen

Bauernhäusern, sanft ansteigen. Man könnte meinen, dass es sich um ein kleines, ruhiges, fast verschlafenes Dorf handelt, das nicht viel zu bieten hat, nachdem so viele seiner Bewohner abgewandert sind, die Glocke im Kirchturm der evangelischen Kirche verstummt ist, bzw. anderswo zum Gottesdienst läutet, und die Orgel ihren Platz als Schmuckstück im Klausenburger Geschichtemuseum gefunden hat.

Doch nun hat sich manches gewandelt und sieht ganz anders aus, wie es bereits eine Tafel mit der Aufschrift „Tărâmul Tuberozelor“ (= Gebiet der Tuberosen) andeutet. Auch verrät der ausgeprägte, süße Duft, der sich im Sommer wie eine unsichtbare Wolke über Dorfgärten und anschließende Felder ausbreitet, dass hier etwas Besonderes zu erwarten ist.



Vase mit Tuberosen als Schnittblumen; Foto: Rosi Loydl

Das Besondere besteht in ausgedehnten Tuberosenkulturen, die sich im Laufe von etwa 70 Jahren von bescheidenen Anfängen zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor für die Gemeinde entwickelt haben. Der „edlen Blume“, Polianthes tuberosa L., volkstümlich Tuberose, und der Gemeinde Halvelagen, der ersten Ortschaft des Landes, in der diese Pflanze großflächig gezüchtet wurde, ist das Tuberosenfest „Festivalul tuberozelor“ gewidmet, dass in diesem Sommer seine 4. Auflage erleben wird. Es wurde auf Initiative des Halvelagener Bürgermeisteramts ins Leben gerufen und ist Teil eines nachhaltigen, strategischen Kulturreiseprogramms, dessen Ziel es ist, die lokalen Traditionen, das von den Sachsen hinterlassene Erbe, die Gemeinde Halvelagen und deren Umgebung in den Vordergrund zu stellen, alte Werte zu pflegen und zu bewahren. Dazu gehört zweifellos die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur Tradition gewordene Tuberosenkultur. Aus diesem Anlass werden einmal im Jahr an zwei Tagen im August während des ins Leben gerufenen Festes die 30 Gärten, in denen Tuberosen gezüchtet werden, zur Besichtigung geöffnet. Das in Rumänien einmalige Tuberosen-Festival (festivalul tuberozelor) findet dann auf dem wieder nutzbar gemachten Gelände um die evangelische Kirche statt, das anlässlich des Festes zu einem andersartigen, geselligen Mittelpunkt wird. Hier werden zum Fest Stände mit traditionellen kulinarischen Produkten der Region aufgebaut, Handwerks- und Handarbeitserzeugnisse, florale Ornamente/Gestecke angeboten sowie Kochen und Backen mit Blüten vorgeführt. Und schließlich erklingt vom Häfel auch Musik zum geselligen Beisammensein.

Warum ist diese Pflanze so bedeutend, dass ihr ein Festival gewidmet wird, und vor allem wie kommt es, dass hier in diesem relativ kleinen Ort der Tuberosenanbau Fuß fassen konnte? Wie und von wo kam

die Tuberose überhaupt nach Halvelagen, wie entwickelte sich ihr Großanbau mit den ausgedehnten Tuberosenkulturen, die von sich reden machten und das Dorf und seine Umgebung eroberten? Lauter Fragen, die auf eine Antwort warten. Zuerst aber stellt sich die Frage nach der Herkunft dieser Pflanze, die eindeutig zu den Exoten gehört und in Europa nicht wildwach-

sand vorkommt. Bezüglich ihrer Herkunft gibt es sehr widersprüchliche Informationen. Manche legen die Herkunft der Tuberosen nach Mexiko, von wo sie „vermutlich“ stammen soll. Andere wieder meinen die Tuberose stamme aus Ostindien (= Vorder- und Hinterindien und das Archipel von Malaysia) und sei von dort über den Orient nach Europa gekommen. Für die Wissenschaft beschrieben wurde sie von dem schwedischen Gelehrten Carl von Linné.

Ist die ursprüngliche Heimat der Tuberose Mexiko, so bedeutet das, dass sie von dort erst nach Südostasien gelangte und dann über den orientalischen Blumenhandel nach Europa kam. Die Quelle bezüglich Ostindien scheint zuverlässiger und besser unterlegt zu sein. Nach Angaben von J. B. Weis in „Der österreichische Volksfreund“ (Band 1, I. Heft, 1830) kamen die Tuberosen durch einen spanischen Arzt im Jahre 1594 nach Europa. Dieser erhielt sie aus Ostindien, wo sie auf Java und Ceylon wild wachsen. Ähnliches berichtet auch der „Österreichische Volksfreund“ von 1850. Gefüllte Tuberosen soll zuerst „le Cour“ zu Leyden aus Samen gezogen haben. „Er (der Leydener Hof) hielt sie einige Jahre so selten, dass er die Wurzeln zerschnitt, um sie nicht gemein werden zu lassen“.

Die Tuberose war in Europa eine typische Blume des Barockzeitalters und sehr begehrt wegen ihres besonderen Dufts, so dass sie bei den Damen des Hofes großen Anklang fand. Auch Marie Antoinette soll



ihr Parfüm bereits verwendet haben. Dass aus ihr gewonnene ätherische Öl wird auch heute zur Herstellung hochprozentiger Parfums verwendet und ist eines der kostbarsten, seltensten und teuersten Öle. Zu seiner Herstellung verwendet man ausschließlich die Blüten. Gewonnen wird das Öl mit dem süßen und schweren Duft durch eine Alkoholextraktion. Das Tuberosenöl wird in Parfümen, Salben und Cremes und als Massageöl auf der Haut verwendet. Auch beruhigt sein Duft bei nervöser Unruhe. Neben ihrer Bedeutung für die Kosmetik sind die Tuberosen als Schnittblumen begehrt und werden auch dafür seit ihrem Aufkommen in Europa auf größeren Flächen kultiviert. Chinesen auf Java verwenden die Blüten – so Frances Perry (*Flowers of the World/Blumen der Welt* 1972) – in Gemüsesuppen.

Die ersten Tuberosen kamen nach Halvelagen über Andreas Bogeschdorfer, einen gebürtigen Halvelagener, der in Attnang/ Ober-Österreich eine Gärtnereibetrieb, und seiner Cousine Rosina Schuller, geb. Bogeschdorfer, Ende der fünfziger Jahre Knollen für ihren Garten als Schnittblumen-Zierpflanze mitbrachte, so dass sie die Erste war, die Tuberosen in ihrem Garten anbaute. Aus kleinen Pflanzungen entwickelten sich durch fleißiger Hände Arbeit im Laufe der Jahre und Jahrzehnte auch durch Weitergabe der Knollen an Verwandte und Freunde in der Gemeinde ausgedehnte Tuberosenkulturen, so dass die Pflanzen auch gut vermarktet werden konnten. So war auch eine Fahrt nach Bukarest, wo die Blume sehr begehrt war und gut verkauft werden konnte, wohl mit Strapazen verbunden, brachte aber auch einen Gewinn ein. Für einen Transport in die Hauptstadt wurden die Pflanzen in speziellen Körben gut und sicher verpackt, so dass ihr heiles Ankommen dort gewährleistet war.

Von den ersten Anpflanzungen bis zu den ausgedehnten Flächen lag ein weiter und mühevoller Arbeitsweg. Bedenkt man die aufwändigen Arbeitsgänge der Tuberosenkultur beginnend mit dem Boden-



vorbereiten, Pflanzen, Gießen, dem herbstlichen Herausbuddeln der Knollen und Wurzelstöcke, an denen meist mehrere Knollen sitzen, dem Entfernen der Knollen, aus denen sich der Blütenstengel des letzten Jahres entwickelte hatte, ihre Vorbereitung für die Winterruhe und das Neupflanzen im Frühjahr in den frisch vorbereiteten Boden, so wird deutlich, wieviel Arbeit erforderlich ist. Im Gespräch mit Kennerinnen dieser Arbeit aus eigener Erfahrung oder aus der ihrer Mütter und Großmütter wird der Arbeitseinsatz und die konsequente Pflege deutlich, den solche Tuberosenkulturen erfordern. Nun strebt man gar an, wie Bürgermeister Nicu Lazăr mitteilte, Halvelagen auf die Liste einer Europäischen Exzellenz Ortschaft zu erheben, was eine Ehre aber auch eine Verpflichtung bedeutet.

Ohne Wissen, Willen, Geschicklichkeit, Mühe und außergewöhnlichen Fleiß in konsequenter Arbeit wäre dieses Paradies nie entstanden. So sind jene zu ehren, die diese Entwicklung in Gang gesetzt und über Jahrzehnte weitergeführt haben und die, die heute dazu beitragen das Erarbeitete erfolgreich weiterzuführen.

Für Informationen geht mein Dank an Rosina Loydl und Erika Schobel, von denen ich viel über die Tuberosenkultur in Halvelagen erfahren konnte sowie an Cristina Dumitrescu/Bukarest (mit Schäßburger Wurzeln) für die Fotos.

Erika Schneider, Rastatt

Halvelagener Tuberosenfest im evangelischen Kirchhof, Anfang August 2018, Foto: Cristina Dumitrescu



Rund um die Albertstraße

Der Westen unserer Heimatstadt

Befindet man sich in Schäßburg an der Stadtmauerzeile, dem Abschnitt zwischen Schneider- und Schusterturm, hat man am frühen Abend die Möglichkeit, einen wunderschönen Sonnenuntergang hinter der Steilau und den Wenchbergen zu erleben. Blickt man vor sich ins Tal, offenbart sich einem ein Gebiet, welches als Weststadt Schäßburgs bezeichnet werden kann, obwohl dieser Ausdruck dafür nie verwendet wurde. Gegen Osten und Norden kann als Grenze das Bett der Großen Kokel bis zum Bahnhofviertel, nach Süden hin der Burgberg bis zum so genannten Hienepäcker mit dem davor liegenden Gebäude des ehemaligen Epidemie-Spitals und gegen Westen das Steilau „Reech“ mit der Steilau gelten. Vor unserem Blick an der Stadtmauer verläuft im Tal, sozusagen als Hauptstrasse dieses Gebietes schnurgerade die Albertstraße, die kurz nach dem Städtischen Krankenhaus ihr Ende findet. Rechts davon haben wir die Kokelgasse und links die Gartengasse und Holzmarktgasse. Das Gebiet dieser Straßenzüge war bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts un bebaut und galt als landwirtschaftlich genutzte Fläche, teils auch als Gemüsegärten für die Burgbewohner. Beim Beginn der heutigen Holzmarktgasse am Ende der „Langen Brücke“, dem Abgang vom Hinteren Tor ins Tal, befand sich, wie der Name es besagt, der Holzmarkt, wo in den früheren Jahrhunderten die „Dillenzakel“ (= Bretter Szeckler) kommend aus dem waldreichen Hargita-Gebirge ihre Bauholzarten den Burgbewohnern feilboten. Wo die Albertstraße heute liegt, verlief davor die Ausfahrtsstraße aus Schäßburg in westlicher Richtung. Im ersten Teil, rechterhand gab es das „Wirtshaus an der Landstraße“. Hier kehrten die Bauern aus den Nachbargemeinden ein und ließen ihre Gespanne da, bis sie in der Stadt ihre Geschäfte abwickelten. Dieses alte Gebäude stand bis vor kurzem da, wurde aber im letzten Jahr abgerissen, um dem neuen Hotel „Korona“ Platz zu machen.

Anschließend an die Albertstraße befindet sich seit längerer Zeit die „Extra muros civitatis“, das außerhalb der Stadtmauer befindliche,

Ehemaliger Besitz der Familie Karl Leonhardt. In den Gartenanlagen hinter dem Haus betrieb Gisella Leonhardt ihre Gärtnerei; Foto: Erika Schneider



Die orthodoxe Kirche in der Cornesti; Foto: W. Fabini

und anfangs ausschließlich von Rumänen bewohnte Stadtviertel Cornesti./Kornesch. Seit Ende des 18. Jahrhunderts haben die hier wohnenden orthodox gläubigen Rumänen eine eigene Kirche (1797) und seit 1861 gab es hier auch eine rumänischsprachige Schule. Der erste Leiter dieser Schule war der aus der nahegelegenen Gemeinde Boiu (Bun) stammende Zaharia Boiu, nach welchem in jüngerer Zeit die Albertstraße, davor offiziell als Spitalsstraße geführt, in Zaharia Boiu Straße umbenannt wurde. Zaharia Boiu war der erste rumänische Absolvent des evangelischen

deutschsprachigen Gymnasiums in Schäßburg.

Mit der Bezeichnung Albertstraße ehrten die Schäßburger den aus Trappold stammenden Gymnasiallehrer, Dichter (z. B. das bekannte Gedicht „Die Bergglocke“) und Historiker Michael Albert (1836-1893), der in Schäßburg gewirkt hat.

Die Bebauung dieses Stadtviertels im Westen der Stadt im 19. Jahrhundert fiel mit den Anfängen der Industrialisierung in Siebenbürgen zusammen. Dafür musste vonseiten der Wirtschaftspioniere viel Mut und Kompetenz eingebracht werden. Für den Aufbau der einzelnen Wirtschaftsobjekte bedurfte es zunächst guter Baumeister, ebenso auch guter Wirtschaftsingenieure für die Entwicklung guter Produkte, für den Erhalt der Gesundheit gute Ärzte mit entsprechendem Sanitätspersonal, für die geistige Entwicklung der Jugend entsprechende Lehrkräfte, für die Verwaltung geeignetes Personal. Mit vereinten Kräften gelang es das Leben in diesem Stadtgebiet lebenswert zu gestalten. Es seien nur einige genannt, die zu einem pulsierenden Leben beigetragen haben, beginnend mit den Baumeistern Brüder Leonhardt, die eine Baufirma mit großem Bauplatz in der Albertstraße gründeten. Sie realisierten die meisten Bauten und verliehen somit baulich ihr Gepräge diesem Stadtviertel. Die Industrie entwickelte sich vornehmlich am linken Ufer der Kokel im Nordosten dieses Gebietes, beginnend mit dem großen Textilbetrieb des Wilhelm Löw und seinen Nachfahren Wilhelm und Richard Löw,

Das Haus von Dr. Petrescu; Foto: W. Fabini





Das Wohnhaus von Dr. Julius Oberth, in dem auch Hermann Oberth aufgewachsen ist; alle Fotos dieser Seite: Wilhelm Fabini.



Der Eingang zum Spital, das zur Amtszeit von Dr. Julius Oberth gebaut wurde

der Lederfabrik des J. B. Zimmermann, der Spiritusfabrik des Johann Broser, der Getreidemühle des Georg Lingner, der Weberzeugfabrik des Walter Lingner und am Ende schon im Kornescht-Gebiet mit dem städtischen Schlachthof.

Am Ende der Albertstraße wurde von staatlicher Seite ein großes Komitatskrankenhaus erbaut und eingerichtet, wo Dr. Julius Oberth, der Vater des Raumfahrt-pioniers Hermann Oberth, so erfolgreich wirkte, dass Patienten bis sogar aus Budapest für schwere Operationen zu ihm nach Schäßburg kamen. Zu seinem Ärzteteam gehörten Namen wie Dr. Johann Leonhardt als Primararzt, die Ärzte Cornel Müller, Dr. Robert Kinn, Dr. Otto Haas. Auch in der Folge hatte dieses Krankenhaus tüchtige Ärzte wie Dr. Nicolae Onaca, Dr. Alexandru Căpătină und dessen Sohn Ovidiu Căpătină, Dr. Ovidiu Alexiu, Dr. Aurel Oprea, Dr. Josef Theil, Dr. Fritz Richter, Dr. Stelian Larga und in der Gartengasse Dr. Julius Lehrmann. Als Tierärzte wirkte in der Albertstr. Dr. Fritz Ernst und mit Villa am Steilaurech Dr. Karl Keul.

Aus dem Lehrerberuf wohnten hier in diesem Stadtteil unter anderen Dr. Richard und Liane Lang, Karl Brandsch, Samuel Both, Wilhelm Hann, Georg Schuller (Mops), Karl Roth (Fisi), Erika Leonhardt-Ciochina und Friedel Leonhardt. Aus dem Gebiet der Rechtswissenschaften ist besonders zu erwähnen Dr. August Leonhardt, der letzte sächsische Bürgermeister der Stadt von 1910-1930. Ebenso auf diesem Gebiet tätig war Dr. Alfred Leonhardt wohnhaft am Halsbrunnen mit den Nachkommen: Alfred, Wilhelmine, Rose, Elisabeth und Gerda. Von diesen Nachkommen ist Elisabeth, verh. Folberth, bekannt durch ihre volkskundlichen Vorträge und einer bemerkenswerten Tätigkeit im Bereich sächsischer Trachten.

Das Haus von Dr. Căpătină



Im kaufmännischen Bereich waren führend tätig Gustav und Karl Leonhardt. Zu erwähnen ist Tochter Isa Leonhardt, die in Dinkelsbühl ein Antiquariat mit vorwiegend siebenbürgischer Literatur führt.

Die anfangs genannten Baumeister Leonhardt, die wesentlich für die Gestaltung dieses neuen Stadtviertels beigetragen hatten, sorgten dafür, dass auch einige ihre Nachkommen diesem Gewerbe treu blieben. Zu erwähnen ist diesbezüglich Ernst Leonhardt und dessen Sohn Dipl. Ing. Architekt Kurt Leonhardt, der sich besondere Verdienste auf dem Gebiet der Vermessung der wertvollen baulichen Substanz der Stadt Schäßburg erworben hat. Ein Halbbruder, Dipl. Ing. Ernst Leonhardt, war im Erdölbereich tätig. Einer seiner Sohn Söhne, Dr. Karlfritz Leonhardt, genießt den familiären Verdienst des Erstellens einer umfassenden Familienchronik der Großfamilie. Ein Bruder, Dipl. Ing Ernst Leonhardt, hat für eine Sondertätigkeit im Rahmen einer Schweizerischen Stiftung für die professionelle Ausbildung von Orgelbauern, die in Siebenbürgen aktiv war, einen hohen rumänischen Orden erhalten (s. SN, Folge 50, Dezember 2019, S. 41). Wie zu sehen ist, beherrschten die Leonhardts das Leben in der Weststadt Schäßburgs. Ein Denkmal setzten sich die Baumeisterbrüder durch den Prachtbau, den sie in der Albertstraße für die Nachkommenschaft erbauten.

Es konnten bei weitem nicht alle Schäßburger Bürger, die in diesem Stadtgebiet gelebt haben, namentlich erfasst werden. Alle sollen sich aber angesprochen fühlen, Nachkommen tüchtiger Männer und Frauen aus diesem Stadtgebiet zu sein.

Julius Henning, Pforzheim

Das Haus von Ilse Adleff, neben der Lingnerischen Mühle



Schäßburg mit seinen Wäldern und Höhen

Wandern rund um die Stadt

Die Stadt Schäßburg zeichnet sich durch eine bergige, außerordentlich reich bewaldete Umgebung aus. Diese wollen wir anhand dieses Beitrages gemeinsam durchwandern. Dafür dürfen wir am frühen Morgen mit Blick vom Türmchen der Bergschule in Richtung Osten zwischen den Spitzen des Tannenwaldes die ersten Sonnenstrahlen genießen. Wir begeben uns in Gedanken zum Ausgang unserer Wanderung hin, wo eben die Sonne aufgegangen ist, und befinden uns nun in der Unteren Baiergasse, wo diese mit leichter Steigung rechter Hand in die Mittlere Baiergasse übergeht. Halb links ging es einige Jahre davor noch durch die Brückengasse zur Maria Theresia - Brücke, welche es beides nicht mehr gibt, und gelangen direkt zur Stiege, die auf den Hennerberg führt. Hinter den Hausgärten der Mittleren Baiergasse geht es bergauf bis hin, wo man beim Straßenzug „Kleine Hill“ über einen recht steilen Steg im Schäßburger Tannenwald anlangt. Dieses, irgendwann mit Nadelhölzern (Kiefern, Fichten, Tannen) bepflanzte Waldstück, hatte in der Mitte ein Plätzchen, umgeben mit einigen Bänken, wohin die Mütter mit ihren Kleinkindern gerne zum Spielen kamen. Die ungarische Bevölkerung nutzte diesen Platz zum Tanz während ihres Maifestes. Als besondere Attraktion war dort eine etwa 20 Meter hohe hölzerne Aussichtswarte gebaut worden, die den schönsten Ausblick in die Stadt bot. Leider wurde sie nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr in Stand gehalten, brach irgendwann zusammen und verschwand.

Ging man am Grat des Baiergässer Waldes in Richtung Süden – als Ganztagsausflug gedacht – weiter, gelangte man auf den Jungkernberg, der mit seinen 692 Metern die höchste Erhebung im Stadtgebiet von Schäßburg ist. Da er bis zur Spitze vollkommen bewaldet ist, bietet er kaum eine Aussichtsmöglichkeit. Trotzdem gab es dort in den dreißiger bis fünfziger Jahren einen hohen Aussichtsturm.

Ein beliebter Ausflugsort war in diesem östlich der Stadt gelegenen Gebiet an Sonntagen - Kränzchenweise und mit großer Teilnehmerzahl - mit Anmarsch über die Weißkircher Straße, das Paradies. Man ging vorbei am Atelsloch und dem Skariatín-Denkmal, immer entlang des Waldes bis zum Hattertgraben (Hattert = Gemarkung) und an dessen Bächlein in den Wald hinein und durch bis zu den schönen Wiesen, die tatsächlich einen paradiesischen Anblick boten, und von uns in jungen Jahren so benannt wurden.

Der nächste Berg, der parallel zum Baiergässer Wald verläuft, ist der Eichrücken. Dazwischen liegt der Wolkendorfer Grund, durchflossen vom Hundsbach, der im Bereich der Unteren Baiergasse, ver-

doht als Kanal, in die Kokel mündet. Aus der Stadtmitte erreicht der Wanderer den Eichrücken über das Postland den Kälbertritt. Dort angekommen kann man nach links abbiegend in den bereits erwähnten schönen Wolkendorfer Grund gelangen und rechter Hand das Schaaserfeld, das Skilaufgebiet der Schäßburger, erreichen. An einer hier gelegenen Bergspitze, dem romantisch wirkenden Zittendellchen mit seinen Birken, gibt es einen schönen Ausblick auf den Südwesten der Stadt, wie auch umgekehrt aus der Stadt auf dies Zittendellchen. Das Tal des Schaaserbachs, dessen Wasserführung gering ist, jedoch nach Regenfällen anschwillt und einen hohen Abfluss erreicht, trennt dieses Gebiet von dem großen Hochplateau der Breite, welches entlang der Gemeinden Schaas und Trappold bis zur Henndorfer Höhe reicht. Das Hochplateau birgt eine alte Kulturlandschaft mit Wiesen und vielhundertjährigen Eichen, die uns manches über die mittelalterliche und bis in die Neuzeit reichende Nutzung des Gebietes erzählen könnten. Ein Teil des Hochplateaus, der direkt über der Stadt liegt, diente den Sachsen als Ort für die Feierlichkeiten des gemütlichen Teiles während des jährlichen Maifestes. Dieses Bergplateau verlässt man mit dem Wagen über die Attilashöhe im Westen der Stadt.

Zum letzten Teil dieses umfassenden Rundgangs durch die Bergwelt von Schäßburg besuchen wir den bewaldeten Norden der Stadt. Hier erhebt sich nach Überschreiten der Großen Kokel der Siechhofberg mit seiner Aussicht auf die ganze Stadt und seiner Restauration „Villa Franca“ ein beliebter Zielort am späteren Nachmittag.

Von hier gibt es noch die Möglichkeit einer Wanderung durch den Siechhofwald zur Lönskuppe, ehemals auch ein beliebtes Ausflugsziel der Schäßburger. Als geborener Schäßburger, mit einem knapp 60 Jahren in dieser Stadt zugebrachten Leben, blicke ich mit großer Genugtuung zurück auf diese Zeit.

Julius Henning, Pforzheim



Die Breite mit ihren alten Eichen; Foto: Erika Schneider



Blick vom Eichrücken zum Breiteplateau; Foto: Erika Schneider

Es geschah vor 50 Jahren

Plötzlich dröhnte der Berg

„Dritter Januar 1970. Nach stürmischen 36 Stunden und einem schneereichen Tag machte sich die Silvestergesellschaft aus der Sămbăta-Hütte auf den Weg: zum großen Fenster. Es war ein wunderschöner Wintertag. Die Stimmung war gehoben. Alle waren in voller Vorfreude. Selbst den Spurmachern bereitete es keine besonderen Schwierigkeiten, die ersten Schritte in den unberührten Schnee zu setzen, Treppen in den Steilhang zu treten, Serpentinaen zu skizzieren. Die Spuren waren gut. Die Mulden, wo der Schnee metertief lag, wurden geschickt umgangen, Bergrippen, wo der Wind keine Schneehäufungen zuließ, führten uns rasch voran.

Der obere Kessel des Tales war durchschritten. Neunundzwanzig Mann klebten am letzten steilen Hang unterhalb des Großen Fensters dicht beieinander. Schon erwog man über das gesetzte Ziel hinauszugehen, um einen Blick auf den Viștea-Moldoveanu-Kamm zu werfen. Noch acht, höchstens zehn Minuten, und der Berg ist unser... Da geschah es: Zuerst ein Krach, eher ein Dröhnen, gedämpft, wie eine unterirdische Explosion - und dann ging's los.

Bis dahin hatte ich nur davon gelesen oder gehört, hie und da im Frühsommer auch in Talgründen gestaute Schneemassen gesehen, die von einem Schneebrett herrührten. Nun aber saß ich drauf und mit mir weitere achtundzwanzig Bergfreunde: Auf einer einige hundert Quadratmeter großen Schneefläche ritten wir talabwärts, hundertfünfzig, zweihundert, vielleicht auch noch mehr Meter weit, bis wir in der Talsohle endlich festsaßen.

Da ich beim Aufstieg - mit dem Fotoapparat beschäftigt - zurückgeblieben war, landete ich unter den ersten. Ich drehte mich um: lauter erschreckte Gesichter. Mir selbst war es nicht wohlher zumute. Die Angst lähmte die Glieder. Nur zögernd kamen wir wieder in Bewegung. Jetzt erst waren wir uns der Gefahr bewusst, in der wir Sekunden (vielleicht auch Minuten) zuvor geschwebt hatten.

Sonst wäre der Rutsch recht amüsant gewesen, wenn er nicht fatale Folgen hätte haben können. Zwei Mann (der eine „Mann“ eine Frau), die von der Gruppe etwas abgefallen waren und sich im Augenblick, in dem das Schneebrett abging, ein wenig unterhalb befunden hatten, waren von den Schneemassen erfasst, mitgerissen und der eine teilweise, der andere ganz verschüttet worden. Zum Glück war der Schistock des Verschütteten sichtbar, so dass dieser sofort ausgebuddelt werden konnte.

Nach einer kurzen Umfrage war es klar: Wir waren alle noch einmal davongekommen.

Über uns hing noch immer ein tiefblauer Himmel. Drei Gensaalten sich am Westhang des Sălănele. Erhaben und unberührt von dem, was geschehen war, sah der stolze Bălăceni auf uns herab. Wir aber, einunddreißig bunte Punkte in einer großen, aufgewühlten Fläche, waren auf einmal sehr klein geworden.....

Einmal mehr hat es sich erwiesen, dass auch die rumänischen Karpaten nicht so ungefährlich sind, wie manche unserer Touristen leichtfertig annehmen. Wir meinen: Touristen, die schwierigere Wintertouren wagen, sollten daran denken, in ihr Berginventar auch die rote Lawinenschnur einzutragen; diese ist bekanntlich schon für manchen der „Leitfaden“ in ein neues Leben gewesen.

Obiger Text ist ein Rückblick zu vergangenen Ereignissen, wiedergegeben in gekürzter Form aus einer früheren Veröffentlichung des Verfassers in „Komm mit“, Verlag Neuer Weg Bukarest, 1970; gleichzeitig gilt er als erklärende Einleitung und Vorbereitung für das:

Post Scriptum: Bergtourismus 1945-1990, in Schäßburg und von Schäßburgern

Einen Rückblick über Bergwandern, vornehmlich in Siebenbürgen, und kollaterale Be- und Gegebenheiten in den Jahren 1945 bis 1990, hat Manfred Kravatzky in einem Buch zusammengefasst, das 2011 erschien. Allerdings finde ich, sind Schäßburger Aktivitäten zum Bergtourismus zu bescheiden beschrieben worden.

Haben nicht die Schulausflüge in die Berge erst bewirkt, dass die Schäßburger oft zum ersten Mal die Berge gesehen und begangen haben? Das war Vorarbeit, die Bergwandern ab Mitte der fünfziger Jahre erst fruchtete. Individualausflüge in die Berge gab es, auch ich gehörte einer „harten“ Gruppe an, die von den Rodnaer- bis zu den Semenice-Bergen über viele Jahre unterwegs waren. Aber Breitenwirkung brachten erst die Gruppenausflüge. Doch darüber später mehr. Ab 1956 ging es zum Jahreswechsel in die Berge. Kern der Gruppe waren Schäßburger. Hinzu gesellten sich erst einmal Repser Jugendliche, später dann folgten auch Teilnehmer aus anderen Ortschaften. Im Laufe der Jahre fielen einige weg, andere kamen dazu. Schäßburger waren die „Triebfeder“. Etliche blieben über viele Jahre treu dabei. In den Jahren 1956 bis 1963 feierten wir in der Padina-Hütte, im Ialmomita-Tal (Butschetsch). Nach immer massiverem Zustrom Bukarester „Touristen“, suchten wir anderweitig unterzukommen. Jahreswechsel 1964/1965 war es die Pietrele-Hütte im Retezat. Die hier Mit- und Andersfeiernden, die mehrheitlich aus Hunedoara und Cugir kamen, veranlassten uns ab 1965 Ausflüge zu Jahreswechsel in die Schäßburger Hütte zu verlegen. Das ging gut bis Ende des siebenten Jahrzehnts. Bis dann vor allem Arbeiter aus Fogarasch und Victoriastadt uns auch hier niederbügeln und mehrheitlich ihre, nicht unsere Art zu feiern, durchsetzten. In Folge verzichteten wir auf Ausflüge zu Jahreswechsel und ab 1971 bis 1974 wurde über die deutschsprachige Tagespresse (Neuer Weg) zu dem sogenannten „Bergfasching“ jeweils am ersten Februarwochenende in die Schäßburger (Sămbăta)-Hütte eingeladen. Ab 1975 dann gab es, nach Ausfall der bisherigen und keiner folgenden Initiativperson, diese Begegnungen nicht mehr. Leider!

Nachdem von Schäßburg aus eine Anfahrt zu den Bergen aus Mangel an öffentlichen Verkehrsmitteln (private kaum vorhanden) fast unmöglich und zeitraubend war, folgten dann Gruppenausflüge in die Berge über viele Jahre hinweg mittels des kleinsten Busses des Staatlichen Transportunternehmens vor Ort, einer klapprigen Rostkarre. Am Steuer immer Herr Wagner (Vorname vergessen), der gerne mitwanderte. Die Begeisterung der Ausflugsteilnehmer lässt sich am besten daran messen, dass diese Bergwanderungen an den dazumal kurzen Wochenenden (Samstag war Arbeitstag) erfolgten, in vielerlei Hinsicht äußerst anstrengend waren.

In bester Erinnerung bleiben uns die Mai-Ausflüge, jeweils die freien Feiertage am Monatsanfang nutzend, in das Cozia-Gebirge am Roten Turmpass. Schlafkomfort unterhalb „Pritsche“ am Fußboden, in den



Schneelandschaft um die Berghütte Sămbăta (Schäßburger Hütte); Foto: Dieter Moyrer

Räumlichkeiten des Stănișoara/Klosters. Es war die Zeit der Königsrosenblüte, es war Frühling und: Wir waren jung!

Dass all diese Unternehmungen auch anstrengende Organisationsarbeit erforderten, sei hier erwähnt. Unliebsame Auflagen mussten hingenommen werden. Diese Bergwanderungen erleichterten uns das Leben in dem geprägten kommunistischen Alltag der Jahre nach Kriegsende.

Eines sei noch gesagt: die ungarischen Ereignisse des Herbstes 1956, mit politischen Folgen auch in Rumänien – erwähnt sei stellvertretend der St. Anna-Prozess, Intellektuelle unserer Ethnie betreffend –

lassen annehmen, dass unter uns in all unseren Unternehmungen gewiss auch Beauftragte der „Securitate“ dabei waren. Wir konnten sie namentlich nicht ausmachen, sie haben uns aber nicht geschadet. Soweit mir bekannt, hat keiner unserer Bergfreunde diesbezüglich Folgen erleiden müssen.

Wenn zum hier behandelten Thema weitere Wortmeldungen in den Schäßburger Nachrichten kommen würden, wäre es erfreulich.

Mit einem lachenden und einem weinenden Auge habe ich obiges aufgezeichnet. Lachend, weil ich/wir solches erleben durften, weinend, weil das Erlebte sich nicht wiederholen lässt.

Schön war es!

Dieter Moyrer, Altenstadt b. Schongau / Schäßburg

Wir gratulieren

Es gehört zu den seltenen Ereignissen 100 erfüllte Lebensjahre im Kreise seiner Familie feiern zu können und eine Geburtstagstorte mit 100 Lichtern vor sich zu haben. Diese Freude hatte Marianne Keul geb. Kamilli /Nürnberg (vormals Kleingasse) im Januar 2020.

In Erinnerung daran schrieb ihre Nichte und Patentochter die folgenden Zeilen:

„Liebe Mariannetante (Mannagudi), ich hatte die Freude, auf Einladung meines Vetters Dieter an Deinem 100sten Geburtstag in Nürnberg dabei zu sein und mit zu feiern. Vor fünf Jahren hatten wir das ja ausgemacht, oder?

Ich bin bald 70 und stelle mir die Frage: wer kann sich da noch über seine Taufpatin freuen und mit ihr reden und sie in den Arm nehmen?

Erinnerungen kamen damals hoch und natürlich auch jetzt: ich kann mich an Euer rotes Sofa in der Kleingasse erinnern - und wie ich mit Dieter zur Dimama gelaufen bin, die einige Häuser weiter wohnte - wie ich einmal beim Schweineschlachtfest in der Hüllgasse ein Stück gekochtes Fleisch gekostet hatte - wie ich stolz war, ein hübsches, von Dir geschneidertes Kleid bekommen zu haben...

Jedes Mal, wenn ich Dich später von Stuttgart aus anrief und auch jetzt immer noch, hast Du meine Stimme gleich erkannt und nach dem Gespräch sagtest Du immer: „ich hu(n) mich sihr gefroat“! (=ich habe mich sehr gefreut).

Ich bin immer noch dankbar für Deine Ratschläge – und wünsche Dir «NOR DE GESEANGTHIET»!

Roswitha Keul, Stuttgart



Marianne Keul mit ihrem Sohn Dieter Keul/Nürnberg und ihrer Nichte und Patentochter Roswitha Keul



Die Jubilarin Marianne Keul mit ihrer Geburtstagstorte

Leserbriefe, Lesermeinungen

Besten Dank für die Übersendung der neuesten Ausgabe der „Schäßburger Nachrichten“. Die darin enthaltenen Beiträge sind wie immer sehr gut gestaltet und überaus interessant. Es war für mich ein schönes Neujahrsgeschenk.

Martin, Gigi und Christian Keul, Klausenburg am 4.01.2020

... Dann möchte ich Dir/Euch zu der gut gelungenen und gehaltvollen 52. Ausgabe der SN gratulieren. Über Schäßburger Persönlichkeiten und Familien zu lesen ist gerade für mich, der ich nur Kindheits- und frühe Jugendbeziehungen zu unserer Heimatstadt habe, sehr wertvoll....

Ernst Leonhardt, Küsnacht-Zürich, aus einem Brief 4.1.2020

...Wiltrud Baier bemerkt richtig, dass eigentlich über alles berichtet wurde – worüber kann noch berichtet werden? Und siehe da, Ihr findet immer noch etwas zu berichten !!! Ihre zweite Bemerkung ist aber viel wichtiger und tiefsinniger: „Wen wird das noch interessieren“? – und das wahrscheinlich in nicht zu weiter Zukunft! ...

Dr. Harald Roth, Potsdam, 8.01.2020

... Die Schäßburger Nachrichten haben wir erhalten und wie immer mit viel Interesse durchgesehen. Man findet darin immer wieder interessante Beiträge

Erhard Schwarz/Traunreut, Brief 9.1.2020

Vielen Dank für den ausführlichen und lesenswerten Bericht über meinen Urgroßvater (Samuel Adleff). Die Informationsdichte ist bemerkenswert.

Gerd Lingner, Geilenkirchen

... Ich betrachte diese „Schäßburger Nachrichten“ als wertvolles Dokument für unsere Vergangenheit und schätze die ganze Arbeit und Mühe, die man damit hat, ganz hoch ein! Vielen Dank! meinerseits und herzliche Grüße

Inge Grasser geb. Fabini/Augsburg

Es ist Dir wieder gelungen eine sehr gute Zeitschrift „Schäßburger Nachrichten“ zu schreiben und redigieren! Es sind gute Artikel und schöne Bilder. Gratuliere Dir und dem Redaktionskollektiv.

Dr. Rolf Schneider, Oberhausen

Die Schäßburger Nachrichten von Dezember 2019 enthielten wieder viele interessante Beiträge. Ja, wer Vieles bringt, bringt Manchem etwas. In zwei Monaten hat man sie von A bis Z gelesen. Solange liegen sie am Nachtkästchen, weil man immer wieder hineinschaut und in Gedanken weiterspinnt: Wie war das nur? Wer könnte darüber noch etwas wissen?

Mir war diesmal der Artikel über Hotel und Restaurant „Bur“ sehr interessant. In Gedanken bekam ich die Straßenzeile, in der der „Bur“ stand vor Augen. Und ich fragte mich, wann der „Bur“ denn verschwunden ist. Ich gehöre zur Generation, die sich an ihn gut erinnern. Meine Älteste kennt ihn noch, die Jüngste schon nicht mehr und meine Enkel haben nie davon gehört ...

In den Schäßburger Nachrichten lese ich auch die Spendeneingänge. Nicht um zu sehen, welcher Betrag gespendet worden ist, sondern ich suche nach mir Bekannten. Es könnten ja Personen darunter sein, die mir Auskunft geben könnten über ehemalige Klassenkollegen oder Freunde, einstige Kindergartenkinder oder Bekannte. Ich freue mich jedes Mal, wenn ich bekannte Namen finde. So stieß ich in der letzten Nummer auf eine Helga Zimmermann. Nach einem oder einer Zimmermann, der oder die mir vielleicht Auskunft geben kann über den Lederfabrikanten Josef Benjamin Zimmermann, suche ich seit Jahren. Ich würde so gerne erfahren, von wo er stammte und wieso er die Lederfabrik in der Kokelgasse Nr. 8 aufbaute – in deren Hof ich meine Kindheit verbracht habe. Einer rumänischen Monografie über Schäßburg konnte ich entnehmen, dass die Fabrik 1887 als Leder- und Sohlenfabrik gegründet worden ist, mit einem sozialen Kapital von 7.465.277 Lei (?) und als Angestellte 7 Rumänen, 6 Deutsche und 2 Ungarn hatte.

Ich kam als Zweijährige, also 1932, mit meinen Eltern aus Mühlbach in die Kokelgasse, mein Vater war bis zur Nationalisierung Betriebsleiter, wir verkehrten freundschaftlich mit der gesamten Familie. Sollte Helga Zimmermann eine Nachkommin dieser Zimmermanns sein? Wenn ja: Wie kann ich zu ihr in Kontakt treten?

Wiltrud Baier, Schäßburg

Impressum

Schäßburger Nachrichten - HOG Informationsblatt für Schäßburger in aller Welt – ISSN 0949-9121; Erscheinungsweise zweimal jährlich.

Herausgeber: Heimatortsgemeinschaft Schäßburg e.V. (www.hog-schaessburg.de), c/o Erika Schneider, Weserstraße 2, 76437 Rastatt •

Vorsitzende des Vorstands: Dr. Erika Schneider, Rastatt, Tel.: 07222 30268, E-Mail erika.schb@t-online.de •

Bankverbindung: Volksbank Flein-Talheim eG, IBAN: DE84 6206 2643 0056 7710 02, BIC: GENODES1VFT •

Redaktion: Dr. Erika Schneider, Rastatt, Tel.: 07222 30268, E-Mail erika.schb@t-online.de •

Dr. Lars Fabritius, Mannheim, Tel.: 0621 703310, E-Mail: lamofa@t-online.de •

Mit Namen unterzeichnete Beiträge stellen die Meinung des Verfassers und nicht der Redaktion dar.

Die Redaktion behält sich Sinn wahrende Überarbeitung, Kürzungen und Zusammenfassungen vor.

Grundkonzept, Layout, Satz: Büro für Gestaltung h2a Heidenheim, Helga Klein, Tel.: 07321 272668, E-Mail h.klein@h2-a.de (www.h2-a.de) •

Druck: Bairle Druck & Medien GmbH Dischingen, Ansprechpartner Martin Pampuch, Tel.: 07327 9601-14 (www.bairle.de) •

Hermann Oberth und der Beer Sepp -

ein Stück Schäßburger Geschichte



*Großvater Josef
(Sepp) Beer
Fotoatelier Eugen
Wokrouhlecki,
Schäßburg, Baier-
gasse*

Bei seinem Besuch in Schäßburg im Jahr 1974 traf sich Hermann Oberth, der Vater der Raumschiffahrt, mit meinem Großvater, dem Beer Sepp. Das Treffen sollte für mich weite Konsequenzen haben, deren Umfang ich damals selbstverständlich nicht ahnen konnte: Ich war gerade mal 15 Jahr alt.

Beim Treffen mit meinem Großvater – bestimmt in großer Eile zwischen den wichtigen Terminen – schenkte der Professor meinem Großvater eines seiner Bücher. Dies entsprach der Denkweise meines Großvaters: man sollte von der berühmten Person ein Andenken bekommen. Nun, das Buch heißt „Wege zur Raumschiffahrt“ und ist 1974 im Kriterion Verlag (Bukarest) erschienen: In der Fußnote ist vermerkt: „Der Nachdruck erfolgte mit freundlicher Unterstützung des Verlags R. Oldenburg 1929“. Es ist mit Sicherheit das wertvollste Buch, das ich besitze. Mein Großvater hat mir das Buch mit einem kurzen Widmungstext: „Zur freundlichen Erinnerung an Deinen Großvater, Schäßburg, den 17./VII.1974“ geschenkt. Das Foto stammt aus dem Fotoatelier von Eugen Wokrouhlecky in Schäßburg, Baiergasse No.18.

Man sollte wissen, dass mein Großvater nicht unbedingt ein gebildeter Mann war. Zwar gibt es ein Foto aus Meran – datiert vom 1./VI.14 – das ihn mit seinen Schach spielenden *Kollegen zeigt*. Also zumindest war er weit gereist. Gearbeitet hat er als Kellner und Friseur sowie eine Zeit lang auch als Wohnungsmakler. Aber er war eben kein Physiker!

Dadurch, dass ich meinem Großvater nicht wirklich nahestand und er mir das Buch dennoch schenkte, ist es für mich noch viel wichtiger geworden, und begleitet mich seither durch die Jahre. Es widerspiegelt auch meinen Werdegang. Seither habe ich die Angewohnheit, nach den Sternen zu greifen!

Nun zurück zu den zwei Herrschaften. Wie kam es dazu, dass sich beide gut kannten? Wie kam der Beer Sepp mit dem berühmten Hermann Oberth zusammen?

Aus Schäßburg ist bekannt und in mehreren Büchern auch erwähnt, dass der Wissenschaftler gern experimentiert hat, so zum Beispiel, dass er in der *Schwimmschule* länger tief unter Wasser blieb – also

in 2,5 bis 3 m Tiefe – um dort unten ähnlichen Bedingungen wie bei Schwerelosigkeit exponiert zu sein. Hier kam nun mein Großvater ins Spiel. Bei einem dieser Experimente ist mein Großvater ins Bassin gesprungen. Bestimmt hat der Beer Sepp gedacht, der berühmte Mann sei am Ertrinken, und hat ihn angeblich gerettet! Es soll sogar ein Gedicht geben, nach dem ich immer noch suche, in dem diese Episode beschrieben wird. Ganz besonders wichtig ist das Gedicht, weil es in sächsischer Mundart geschrieben ist, und zu der Kultur gehört, die wir unterstützen sollten.

Mein Großvater hat das alles weitestgehend missverstanden. Na ja – wir Normalsterblichen können die Genies eh nicht wirklich verstehen. Das Ganze ist aber ein wunderbares Stück Schäßburger Geschichte.

Ein Porträt von sich hat Hermann Oberth selbst auf die erste Seite eines jeden verschenkten Buches eingeklebt, um das Ganze etwas persönlicher zu gestalten.

Das von meinem Großvater geschenkt bekommene Buch hat mir danach keine Ruhe gelassen. Und wie bereits erwähnt, habe ich nach den Sternen gegriffen. Physik wurde über Nacht mein Lieblingsfach. Ich besuchte jede Schüler-Olympiade (*Fächer bezogene Schülerwettbewerbe*), zwei von denen habe ich in Neumarkt am Mieresch gewonnen und machte mich auf den Weg, in Physik gut zu werden. Natürlich ist mein Weg ziemlich steinig gewesen. Allein ein Buch von Oberth zu besitzen, macht aus einem Schüler keinen sehr guten Schüler in Physik. Ich kann mich sehr gut erinnern, dass der Durchbruch auch ein Buch war, in dem die Art und Weise beschrieben war, wie man Physikaufgaben lösen kann: alles eine Sache der Arbeitsmethode.

1978 habe ich dann, die Aufnahmeprüfung an der heute sogenannten Technischen Universität Klausenburg mit Note 9,41 bestanden – und das, dank der Tatsache, dass ich in Physik wirklich alle Aufgaben korrekt gelöst hatte. Also bekam ich in diesem Fach die Note 10. Nun hätte ich sagen können: Otata, ich habe es geschafft!

Trotz der Auswanderung nach Deutschland (1995) stehe ich weiterhin mit der Klausenburger Institution in Verbindung durch meinen Kommilitonen Prof. Sorin Pavel, der auch gegenwärtig die Abteilung Energetik der Elektrotechnischen Fakultät leitet.

Michael Beer, Rastatt



Großvater in Meran (stehend) mit zwei Schach spielenden Kollegen

Verlorenes „Heim-Weh“

ein Rückblick

In seinem neuen im Eigenverlag erschienenen Buch: Verlorenes „Heim – Weh“, lässt Hans Moyrer viele Dichter, Wissenschaftler und Autoren, umrahmt in einem „Rückblick in Bildern“ ca 150, zu Wort kommen.

Von Aristoteles, Schiller, Goethe, Herder, Bonhoeffer bis Heinz Erhard und Siebenbürger.

Im Abschied legt die Geburt der Erinnerung und betrifft alle Menschen, die ihr Zuhause, ihre Heimat verlassen. Heimweh ist die Sehnsucht in der Fremde nach der verlorenen Heimat, wo nur noch das „Weh“ bleibt – das Heim ist fort und was bleibt, ist die Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde. Die Betroffenen versuchen Neues zu schaffen, was mit der Erinnerung, ihren Erinnerungen verknüpft ist.

Für Hans Moyrer sind das die Siebenbürgischen Landschaften, mit ihrer Fauna und Flora, Städte und Dörfer der Siebenbürger Sachsen. In Bildern und Texten, sind Begriffe, wie: Heimat, Heimweh, Liebe, Freude, Trauer, Feste, Gemeinschaft, Erinnerung. Er erörtert diese sensible Thematik in Bereichen wie: Heimat, Heimat Siebenbürgen, Siebenbürgische Haus- und Waldtiere, (Bildergalerie), Glocken, Sächsische Kirchenburgen, (Bildergalerie) und Betrachtungen über Wertgemeinschaft der Siebenbürger Sachsen, mit autobiographischem Charakter an die Nachwelt/Leser.

Heimat – Im Bleiben und Werden liegt das Schöne, wie ein Hohelied des Himmels, dass die Siebenbürgische Landschaft und das Leben seiner Menschen prägt.

Das bewusste und unbewusste Fühlen der Siebenbürgischen Landschaft – seiner Menschen, wird zum Schlüssel der Seele. Da hat man gelebt, geliebt und geweint und am meisten gelernt. Verlorenes „Heim-Weh“ lässt uns hinterfragen: Wo ist Daheim? Wo ist unser wirkliches Zuhause? Wo wir jetzt wohnen?

Was sagen wir, wenn wir nach Siebenbürgen fahren? Wir fahren Heim! Sind wir da aber noch Daheim???

Heim, Liebe, Freunde – drei Begriffe, die schwer zu fassen sind. Was bedeutet Heimat jedem Einzelnen und der menschlichen Gemeinschaft – sind es unterschiedliche Heimaten?

Heimat gibt uns Geborgenheit, Heimat ist da, wo wir uns wohlfühlen, wo wir Zuhause sind. Heimat – Siebenbürgen, da denken wir an unsere Städte, Dörfer und Kirchenburgen, die längst vereinsamt und kraftlos sind. (Bildergalerie) Heimat/Heimweh ist die Erinnerung an das, was unser Leben in Siebenbürgen prägte, in Feldarbeit, in Verbundenheit von Natur und Arbeit. (Bildergalerie)

Inhalt von Heimat sind auch die Haus- und Wildtiere und die Pflanzenwelt, wo die Menschen in Frieden leben können, wo gelacht, getanzt und geträumt wird, da wo die Liebe wächst und wo Freunde immer willkommen sind. Zuhause ist es am Schönsten, Zuhause ist kein Ort, sondern ein wunderbares Gefühl. Es ist etwas, was du verlierst, was du nie verlieren wolltest. Die Glocken der Heimat und deren Klang, sind die Botschaft der Sehnsucht und Erfüllung- sie begleiten unsere Lebensstationen. Die Glocken verkünden Freud und Leid für Arm und Reich zu jeder Tageszeit.



Die Sächsischen Kirchenburgen, (ca 200 noch an der Zahl) waren einst zum Schutze der Gemeinschaft und erfüllt vom gemeinsamen Lied „Nun danket alle Gott!“. Jetzt sind sie Denkmale der Vergangenheit. Den Lesern bietet Hans Moyrer eine gelungene Bilderreihe Siebenbürgischen Landschaften und Kirchenburgen, als gefühlbetonter Rückblick in die eigene Vergangenheit. Denn, „wo ich auch war und was mir das Leben auch gab, immer hatte ich Heimweh“, lässt Moyrer, D. Bonhoeffer zu Wort kommen. Beim Heimweh träumt sich die Erinnerung wehmütig in die Seele zurück. Heimweh ist die Vereinigung in der unverständlichen Fremde. Heimweh ist Teil der Suche nach mir, nach dem Ort in dem man glücklich war. Heimat ist Heimweh!

Hans Moyrer versteht sein Buch als Versöhnungswerk der Sächsischen Gemeinschaft. „In meinen Texten ist man stets in einem befriedigenden Sinne Daheim.“ „Heimat ist ein mächtig Wort, sie ist deiner Wiege Ort!“

Jeder Einzelne gehört zum Ganzen. Er spricht von seiner Vaterstadt Schäßburg – als Perle Siebenbürgens, der Bergschule, ihre Bildungsziele und ihre Bedeutung für die Sachsen und was es bedeutet eine Vergangenheit und innere Werte zu besitzen, wo immer man sich in der Zerstretheit befinden mag. Schau nie im Zorn zurück, lässt er uns wissen. „Wir sind ein winziger Teil der Ewigkeit und es kommt die Zeit, wo man sich die Frage stellt; wo war der eigentliche Sinn für mein „Sein“ auf dieser Welt!“ L. Schuller.

Hans Moyrer dankt allen, die ihn hilfreich in seinem Leben begleitet haben und mit ihm im Dienst für die Gemeinschaft waren und auch denen, die ihre Erinnerung wachhalten an das Sachsenland in Siebenbürgen, wo unsere Wiege stand!

Das Buch berührt die Seele und bietet einen bilder-hilfreichen Rückblick für unsre Erinnerungen!

Johann Georg Ramser, Leverkusen

Das Buch ist im Eigenverlag Hans Moyrer erschienen und wurde in der Druckerei Engelbrecht, Eckersdorf gedruckt.

Erhältlich beim Verfasser für 20,-€ und Versandporto.

Hans Moyrer, Geschwister-Scholl-Str. 26, 95500 Heinersreuth, Tel. 09214 6690

Meine Erinnerungen an Akka



Hans-Karl Flechtenmacher – die Schäßburger kennen ihn als Akka – wäre am 9. März 2020 89 Jahre alt geworden. Es war ihm nicht vergönnt, die 90 zu erreichen.

Akka war der jüngste der drei Söhne, deren Vater Prokurist bei der Firma Hessheimer gewesen ist, dem großen Kaufhaus am Marktplatz. Dort hat die Familie auch gewohnt bevor sie in eine geräumige Villa mit großer Terasse und großem Garten in die Gartengasse zog. In diesen Räumen, auf der Terasse und im großen Garten verbrachten wir, seine Schul- und Kränzchenfreunde viele schöne Stunden. In unseren jungen Ehejahren kamen wir dort mit Kind und Kegel zusammen.

Akka heiratete seine Schul- und Kränzchenfreundin Alice Frank aus Mergeln. Alice verbrachte ihre Schuljahre in Schäßburg und gehörte zu den ersten drei Mädchen, denen Direktor Hollitzer erlaubte, die Oberstufe des Bischof-Teutsch-Gymnasiums zu besuchen, das sie auch absolvierten.

Unser Kränzchen organisierte viele Faschinge und andere Tanzunterhaltungen aber auch Ausflüge in die Schäßburger Umgebung. Akka war kein Tänzer, aber ein wunderbarer Unterhalter. Er hatte einen trockenen Humor, den er bis ins hohe Alter, trotz schwerer Krankheit, behalten hat. Ob bei Unterhaltungen, Handball- oder Klassentreffen, er konnte ganze Gesellschaften in beste Stimmung versetzen.

Akka hat Agronomie studiert und fand seine erste Arbeitsstelle bei der „Gostat“ (Staatliches Landwirtschaftsunternehmen) in Kreisch, 10 km von Schäßburg entfernt. Als junge Kindergärtnerin bat ich ihn, den Stadtkindern zu zeigen, wo die Milch herkommt – denn die Kinder wussten nur aus der Flasche, die im Geschäft gekauft wird. Er war sofort bereit, uns das Naturwunder zu zeigen. Ich machte mich mit dreißig 6-Jährigen per Bus auf die Reise. Akka zeigte uns die Ställe

und Kühe. Einige Kinder staunten, denn sie hatten diese Tiere nur auf Fotos gesehen. Dann holte er sich Schemel, Eimer, Wasser, Lappen, versammelte die Kinder um eine Kuh, klopfte ihr freundschaftlich auf den Rücken, setzte sich auf den Schemel, zeigte den Kindern den Euter, wusch und trocknete ihn und vor den erstaunten Augen zog er sanft an den Zitzen weiße Milch heraus. Als die Kinder immer näher kamen, hob er beide Zitzen an und bespritzte sie, so dass sie quietschend auseinander stoben. Nicht nur die Kinder hatten ihr Vergnügen sondern auch Akka amüsierte sich. Nachher durfte jedes Kind einen Becher frisch gemolkene Milch trinken.

Leider erkrankte Akka früh schon an Morbus Bechterew, einer Krankheit, die ihm die Wirbelsäule krümmte. Er kämpfte hart mit dieser Krankheit und schlug sich tapfer durchs Leben.

Nach der Aussiedlung, hat er sich, wie viele Schäßburger, in Heilbronn niedergelassen. Dort pachtete er für symbolische 1 DM einen vernachlässigten Schrebergarten und machte ein Paradies daraus. Er pflanzte Obstbäume, Gemüse und Blumen an, fuhr täglich mit dem Auto hin – das er sich durch verschiedene Spiegel so gerichtet hatte, dass er es trotz Rückenkrümmung bedienen konnte – denn die Arbeit im Garten half ihm sein Gebrechen zu beherrschen. Es war selbstverständlich, dass er ihm Herbst selbst erntete und einkochte. Bei einem Besuch zeigte er mir seinen wunderbaren Garten, ließ es sich aber auch nicht nehmen, mir die Umgebung von Heilbronn zu zeigen. Er führte mich auch zum Gefängnis von Götz von Berlichingen, der u.a. durch seinen Ausspruch gegen die Obrigkeit „Ihr könnt mich ...“ berühmt wurde – den sich die Schäßburger als Gruß aneigneten.

Akka – von dem kaum jemand wusste, dass er Hans-Karl hieß – hat sich in Heilbronn gut eingelebt. Seine große Freude waren seine beiden Kinder Christa und Johannes, seine Liebe galt seinen Enkelkindern. Leider blieb er von weiteren Schicksalsschlägen nicht verschont. Vor sieben Jahren verlor er seine Frau, die in den letzten Jahren an schwerem Asthma gelitten hatte, sein Sehvermögen wurde immer schlechter – „als ob Sand in den Augen verstreut ist“, erklärte er mir – und erblindete schließlich. Was muss es für einen so aktiven, rührigen Mann, der kocht und bäckt – zum Beispiel Ischler für die Enkel – bedeuten, nichts mehr sehen zu können? Vor etwa drei Jahren, als er sich schon schwer bewegen konnte, überredeten die Kinder und Enkel ihn, seine Heimatstadt nochmals zu besuchen. Mit Hilfe seiner Enkel konnte er das Kopfsteinpflaster der Schulgasse noch einmal abgehen. Kinder und Enkel brachten ihn wohlbehalten wieder heim.

Die letzten Lebensjahre waren für Akka eine Qual. Sein Lebensende am 12. September 2019 hat uns getroffen, für ihn aber war es eine Erlösung.

MITTAG

**Am Waldessaume träumt die Föhre,
Am Himmel weiße Wölkchen nur;
Es ist so still, dass ich sie höre,
Die tiefe Stille der Natur.**

**Rings Sonnenschein auf Wies' und Wegen,
Die Wipfel stumm, kein Lüftchen wach,
Und doch, es klingt, als ström ein Regen
Leis tönend auf das Blätterdach.**

Theodor Fontane

Wiltrud Baier, Schäßburg

Horst Mergler, alias „Bufti“ (1937-2019)

Ein Schäßburger aus Mediasch

Wir waren noch keine 20 Jahre alt, als wir uns kennen lernten. Das war 1956. Bufti kam aus Mediasch und ich aus Mühlbach. Entschuldigung: Bufti riefen ihn die Freunde, zu denen ich auch bald gehören sollte. Und so wird dieser, einmalige Freund auch nachstehend immer der Bufti sein. Ich habe ihn in dem von Schuster Butzer geleiteten deutschen Chor des Schäßburger Kulturhauses, wo wir beide Bass gesungen haben, kennengelernt. Auch waren da die Mädels, die uns sehr interessierten. Wir sind dann beide einem Kränzchen beigetreten, dem zehn Mädchen angehörten und größtenteils aus der genannten Singgemeinschaft kamen.

Der Kranz, dem auch sieben Jungen angehörten, hieß „Omba“. Bufti hat für die Kranzmitglieder aus vernickeltem Stahlblech ein Wappen ähnliches Plättchen geschnitten, auf dem der Namenszug Omba 1958 geschrieben stand. Diesen Namen trug ein Esel, der zur „Schäßburger Hütte“ in den Fogarascher Bergen (Südkarpaten) gehörte. Die Omba-Verfassung, die ich in Frakturschrift, mit Tusche geschrieben habe, erhielt einen von unseren Mädels angefertigten Einband. Die Omba gingen auf die Richttage der Nachbarschaften, wo Bufti als Witzerezhler und Rezipitor spaßiger Gedichte, auch in sächsischer Mundart auffiel. Wir trafen und bei Ausflügen und auf die „Villa Franka“ und „Breite“, beim Rodeln auf der „Dunnesdorfer Hulla“, oder auf dem „Schaaser Feld“, beim Bespritzen gehen am Ostermontag, aber auch beim Spannferkelverzehr auf dem Lande und beim Zwetschken-Knödel-Essen. Von diesem letzten Ereignis bei Marianne Roth haben wir Bufti, der zu dem Zeitpunkt bei den Bausoldaten war, eine Karte geschrieben und den Sieger mit 44 gegessenen Knödeln angeführt. Mit den Beitrags- und Strafgeldern wurden die von „Omba“ organisierten Partys finanziert.

Bufti war ein ausgezeichnete und leidenschaftliche Tänzer. Er war desgleichen ein sehr guter „Preference“-Spieler. Das Kartenspiel hatte er aus Mediasch mitgebracht, das ich dann auch von Merglers, Vater und Sohn, bei ihnen zu Hause auf der Pfarrers Wiesen spielen gelernt habe. Weitere „Previ“-Schüler bei Merglers waren im Verlaufe der folgenden Jahre unter anderem Walter Schotsch, Marius Cornea sowie Fritz und Anne Bloos. Freizeitgestaltungen waren ferner das Radfahren, das Zelten und Baden an der Kokel, das Wandern auf die Breite, zur Lönskuppe und in die Fogarascher Berge. Dann die Hochzeiten der ersten Omba-Mitglieder: Hans Georg Fuss mit Krista Kaiser und Dieter Wagner mit Marianne Roth. Nach dem Pflichtdienst bei den „Grauen“ Bausoldaten begann für Horst der Ernst des Lebens. Er lernte Doris Arz kennen, die er dann heiratete. Eine eigene Wohnung besitzen, war nun für die junge Familie vorrangig, denn vier gemeinsame Kinder – Udo, Ingo, Kuno und Aiko – brauchten ein eige-

nes Zuhause. Bei der angehenden Großfamilie begannen jetzt auch die Feste und Feierlichkeiten, wie Taufen und Geburtstage, die meistens im „Mühlenhamm“, im Elternhaus von Doris, gefeiert wurden. Gewohnt wurde inzwischen in einer Blockwohnung im „Herzesch“. Um die Hauskasse etwas aufzufrischen, begann Bufti Kerzen zu gießen und aus Metall kleine Gebrauchsgegenstände anzufertigen. Mit dem VW-Käfer der Familie bin ich mit Bufti und einem Karton voller Kerzen im Gepäckraum ins Banat gefahren, um diese dort an den Mann zu bringen. Bufti war auch der Schöpfer eines Zehn-Kräutertees, der bei den Freunden sehr gut ankam.

Als die Kinder größer wurden und selbst „Bizikel“ fahren konnten, unternahm die Familie eine einmalige große Fahrradtour. Das war 1976, als sich die sechsköpfige Familie, mit Rucksack und Zelten ins Donaudelta, ans Schwarze Meer aufmachte. Das war großartig. Meer aufmachte (siehe SN Folge 27, Juni 2007, Seite 52). Das war großartig. Und dann die F.C. Entorsa – ein Sportverein, der von den Lehrern der „Dreier“-Schule gegründet wurde und dem auch Bufti beitrug.

Hier wurde hauptsächlich Fußball und Volley-Ball gespielt. In Deutschland hat der F. C. Entorsa, hauptsächlich mit Hilfe der Familie Justina und Uwe Horwath, jedes Jahr

**Und all das Geld und all das Gut
Gewährt zwar viele Sachen:
Gesundheit, Schlaf und guten Mut
Kann's aber doch nicht machen.**

Mathias Claudius

zur Faschingszeit in Flein/Heilbronn eine Party veranstaltet, auf der etwas nicht fehlen durfte: Buftis so genannte „Ciorbă de perișoare“ (= säuerliche Suppe mit Gemüse und Fleischklößchen). Ja, ja dieser Bufti!! Der war immer da, mit Rat und Tat, seinem reichhaltigen Wissen und seiner handwerklichen Unterstützung, wenn ihn jemand brauchte.

Bufti war ein hundertprozentiger „Praktiker“, was sich nach seiner Ausreise in die Bundesrepublik in der Entstehung eines eigenen Wohnhauses im fränkischen Heretsried als besonders nützlich herausstellen sollte. Nach eigenen Vorstellungen ließ er sich ein kanadisches Holzhaus entwerfen und errichten, bei dem er mit der ganzen



Abb. Großfamilie Mergler: die vier Mergler-Söhne stehen alle in der letzten, obersten Reihe auf Platz 1: Udo, Platz 5 Ingo, Platz 7 Kuno, Platz 8 Aiko.

Familie Hand anlegte und etliche Arbeitsgänge selbst erledigte. Beindruckt hat mich die Werkstatt, die er auf seinem Grundstück errichtet hat. Das ist eine vollwertige Schlosserwerkstatt, in der man schneiden, sägen, schmieden, nieten, schweißen und noch anderes Praktisches tun kann.

Da ist das Schreiben und Sammeln von Anekdoten, Späßen und lustigen Begebenheiten aus Schäßburg schon was ganz Anderes. Und nicht zu vergessen sind die Kunstfotografien und Bilder, die Bufti in den Verkehr gebracht hat, unter ihnen ein bekanntes Panorama-Bild von Schäßburg. Nach der Devise „Selbst ist der Mann“, hat Bufti alle seine Vorhaben umgesetzt und erledigt.

Doris, die Gattin, die vier Söhne mit ihren Lebensgefährtinnen sowie die zahlreichen Enkel und Urenkel (siehe Abbildung), werden beim Lesen, auch der in Mundart verfassten Texte, sowie beim Betrachten der unzähligen Bilder und Fotografien viel Freude an Buftis Sammelwerken haben.

Danke Horst-Bufti, für den grenzenlosen Spaß, den ich in deiner Gesellschaft immer hatte, beim Wandern, Basteln, Previ spielen, beim Feste feiern. Du warst ein sehr wertvoller und einmaliger Mensch, der durch sein aufgeschlossenes Wesen die Sympathie seiner Mitmenschen gewann. Die Fähigkeit, auch in schwierigen Lebenslagen ein Optimist zu bleiben, machten aus ihm einen angenehmen Gesprächspartner.

Bufti, Du warst immer da, wenn physische Kraft, handwerkliches Wissen und Hilfe gefragt waren. Deiner Großfamilie und Deinem riesigen Freundeskreis wirst Du als ein Schäßburger aus Mediasch immer fehlen.

Servus Bufti! „Ech werden Dech näckest vergeßen
(= ich werde Dich niemals vergessen) - Vum (= von) Helwig.

Helwig Schumann, Untergruppenbach

Es gibt so viele Enden, zu beginnen

Nachruf auf Dr. Gerhard Eike Hügel

von Schulkameraden und im Freundeskreis Geri oder Eike genannt. Nach Besuch der Schäßburger Bergschule studierte Gerhard in Bukarest Kunstgeschichte und arbeitete in der Folge als Redakteur für die rumäniendeutsche Zeitschrift „Volk und Kultur“, wo er mit dem nachdenklichen Satz erinnert wird: „Was soll ich der Menschheit noch sagen, was sie nicht schon weiß?“ (Quelle: Rolf Winter). Die Zeit des Studiums und diese erste Arbeit sollen ihn durch zwei dortige Persönlichkeiten auch am meisten geprägt haben.

Schon als Schüler fiel er mit Fragestellungen auf, die einen unruhig suchenden Geist verrieten. 1977 siedelte er nach Deutschland über; sein Interesse galt aber weiterhin auch Siebenbürgen, Schäßburg, Bukarest und Rumänien, was teils die in Deutschland geschriebenen, aber in Rumänien gedruckten Bücher und seine Doktorarbeit einschließt.

Am 25. März d. J. starb er in Konstanz am Bodensee und fast möchte man meinen, dass schon die Wahl dieses Wohnsitzes nicht Zufall sein konnte. Denn Konstanz war einst Konzil-Stadt, wo 1417 die einzige Papstwahl nördlich der Alpen stattfand und wo Jan Hus 2 Jahre davor als Ketzer auf dem Scheiterhaufen gestorben war.

Das Außergewöhnliche, das Besondere zog ihn an. Geri war immer auf der Suche danach, in Deutschland war er als „Privatgelehrter“ unterwegs, wie er verschmitzt oder mit doppeldeutiger Emphase wissen ließ. Dabei war er kein Einzelgänger, der sich als Eremit zurückgezogen hätte; die Frau, die jeweils an seiner Seite stand, gab ihm Halt und Stütze, auf die er immer rechnen konnte. Sprechen wir von ihm, dürfen wir sie und ihren Beitrag nie aus dem Blick verlieren!

Geri/Eike war ein außergewöhnlicher Mensch, der hervorstach, der inspirierte, der mit all seinen Sinnen die Welt unermüdlich auf Neues, noch Unbekanntes abtastete, und im faustischen Sinne nach Wissen, Erkenntnis und Durchblick und dadurch nach Erfüllung strebte. Ihm war Vision und Phantasie, der Lockruf eines durch ihn enthüllten Geheimnisses, die vielzitierte Taube außer Reichweite wichtiger als der „Spatz in der Hand“. Und ob dieser Lockruf dann Afrika, Kunstgalerie, der „Roseninsel“-Kunstverein oder Freimauer bzw. Rosenkreuzer hieß, er machte sich mit beeindruckender Selbstverständlichkeit auf den Weg.

Dabei war der Anfang immer wichtiger als das Ende, die Idee wichtiger als das Produkt. Er war unsted, getrieben, im besten Sinne des Wortes neugierig und verwandte wenig Zeit und Gedanken an ein Sicherheitsnetz (oder er überließ dies der Frau an seiner Seite).

Für sein Denken und Handeln und nicht zuletzt für lange Gespräche hatte er geistige Mitstreiter gefunden, er spürte der Dichte und dem Geheimnis der Symbole nach, wie z.B. der Schönheit und metaphorischen Tiefe von Krone, Rose, Kreuz und Pelikan, strebte nach Bergung noch unentdeckten höheren Wissens und suchte den geistigen Flügelschlag, die Brücke von gestern zu heute und nach morgen.

Geri/Eike wusste von dieser Brücke, zu ihr zog es ihn ein Leben lang hin, auf ihr konnte er sich in seinen besten Momenten des Lebens wiederfinden. Und auf dieser Brücke wird er weitergehen, denn sie führt immer in die Zukunft.

Richard Lang, Moosburg/Isar

MINI-STÜCK III

in einem hauptstädtischen gerichtssaal
irgendwo zwischen Andorra und Sieben-Bürgen

(erhebt sich vor einer dreist dreinblickenden dame
DER STAATSANWALT (während im saal/
im zuschauerraum das stimmengewirr abflaut
blickt angestrengt über die modernen
runden sonnenbrillen sieht kurz und streng
in die runde dann der dame in die augen
hebt an):
angeklagte sie werden beschuldigt
am 14. september
neunzehnhundertfünfundvierzig ihrem sohn
gerhard eike ...das leben ...

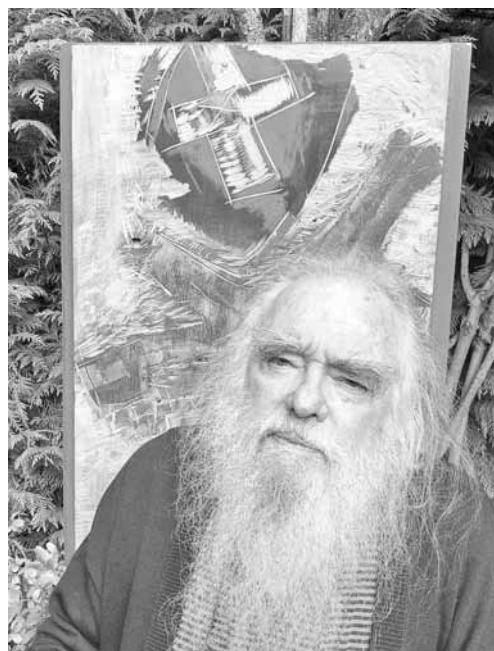
DIE ZUSCHAUER sowie RICHTER und
GESCHWORENE (springen auf toben
brüllen pfeifen schreien keifen grölen
johlen kreischen plärren heulen zetern
krakeelen schimpfen trampeln jaulen.)

DER RICHTER (läßt ununterbrochen und
schrill eine glocke schellen
seine flstelstimme wird übertönt): ruhe!

DER STAATSANWALT: ... geschenkt zu haben.

GERHARD EIKE (zwängt sich durch
das gewühl und gedränge
schwebt lässig über krawall und getöse hinweg
bis zu seiner mutter und freut sich
sachlich unpersönlich daß er
lebt schlicht und einfach so daß er lebt.):
... gehabt zu haben.

Gerhard Eike Hügel an seinem letzten Geburtstag am 14. 9. 2019, in Konstanz am Bodensee, mal tief nachdenkend, sinnend, in sich gekehrt, mal herzlich lachend, sitzend im Gärtchen auf einem Stuhl des Künstlers Gerd Fabritius, ein Geburtstagsgeschenk für Eike (Fotos Brigitte Janesch-Hügel),



UND WENN

und wenn ich einst gestorben bin
--- jaja, chacha. ---
so trägt man mich/trägt MAN mich nicht

wer sollte auch
und auch wohin:

AUS EINEM GRAB INS ANDERE
--- lohnt sich nicht ---

MAN wird dann
nicht mehr MANN sein
und nicht FRAU

MAN
wird nicht grau sein
und nicht ...

kinder werden den letzten kreuzzug
--- nichts zug ---
fliegen werden sie
den letzten NICHTSZUG
um verborgene räume
die englein.

bin ich gestorben:
werde ich gestorben sein.

--- ja ja. chacha. ---
getragen/oder nicht getragen.

--- MAN ---

Wer sollte auch/und auch wohin:

AUS EINEM GRAB INS ANDERE
--- lohnt sich nicht ---

Aus:
gerhard eike
6 & 60
konelliptische
landschaften
gedichte
Kriterion Verlag Bukarest 1975



Nur Hausfrau?

Wie das vor 60-70 Jahren war

Wo arbeiten Vater und Mutter? Die Frage nach dem Beruf der Eltern wird den Kindern am ersten Schultag gestellt. Im Fall des Vaters lautet die Antwort: im Betrieb, er ist Ingenieur oder Techniker, im Spital als Arzt, usw. Was die Mutter angeht, da antworteten die Kinder früher meistens, heute aber selten, sie ist zu Hause, „ist Hausfrau“. Da kann man leicht die Frage stellen: Ist „Hausfrau“ ein Beruf? Wo erlernt man den?

Wer mit einer tüchtigen Mutter aufgewachsen ist und von dieser in die Hausarbeit miteinbezogen wurde, konnte abgucken, was im Haushalt alles getan werden muss. Der Beruf „Hausfrau“ ist aber sozusagen ausgestorben. Schon seit Jahren bleiben immer weniger Frauen zu Hause, entweder weil sie mitverdienen müssen, oder weil es langweilig ist, den Tag in den eigenen vier Wänden mit Hausarbeit zu verbringen. Die anstehende Hausarbeit wurde zum Teil von verschiedenen Küchengeräten übernommen, der Rest kann zwischen durch mit oder ohne Beteiligung anderer Familienmitglieder oder von einer Haushaltshilfe bewerkstelligt werden. Vor 60-70 Jahren allerdings war die Hausarbeit sehr viel umfangreicher als der Dienst des Mannes. Der nahm den Hut nach dem vorbereitet vorgefundenen Frühstück und verabschiedete sich bis gegen Abend.

Als es noch keinen Gasanschluss oder Zentralheizung gab, heizte die Hausfrau am frühen Morgen die Öfen mit Holz an, um die Räume zu erwärmen, bis Mann und Kinder aus den Betten stiegen. Dann bereitete sie das Frühstück und die Jausenbrote vor. Wenn sich das Haus geleert hatte, begann die eigentliche Arbeit: Bettzeug zum Lüften ins Fenster legen, Betten machen, falls es Haustiere gab, Futter streuen, aufräumen, kehren, Staub wischen und dann ab in die Küche. Da hieß es zunächst Kartoffeln und Gemüse aus dem Garten oder Keller holen, putzen, waschen, das Essen vorbereiten, denn die Kinder kamen mittags heim und setzten sich zum fertigen Mittagessen an den Tisch. Dankend – oder eher nicht – standen sie satt auf und sahen sich nach ihren Beschäftigungen. Mutter sammelte die Teller und Bestecke ein und machte den „Abwasch“ – sie spülte das Geschirr. Die besonders tüchtigen Hausfrauen trockneten das Geschirr auch ab und räumten es in die Kredenz ein. Als der Abend nahte, wurde der Tisch wieder gedeckt, manche kochten auch für das Abendessen eine warme Speise. Die Hausfrau verbrachte viele Stunden am Herd, es musste aber auch Zeit bleiben für die vielen anderen Hausarbeiten. Dann gab es den großen Waschtage. Die Leibwäsche wurde zwar

noch nicht täglich gewechselt sondern meistens am Wochenende nach einem Bad in der herbeigebrachten Blechbadewanne. Dennoch sammelten sich Berge an schmutziger Wäsche. Zu uns kam in meiner Kindheit Frau Zintz aus Schaas, eine stattliche, kräftige Frau. Wir waren fünf Kinder; da hatte sie zu waschen! Am Vorabend des Waschtages wurden die Bett- und Leibwäsche im großen Holzbotich eingeweicht. Frühmorgens seifte Frau Zintz die Wäsche mit Waschseife ein und rubbelte sie über das schräg in der Wanne aufgestellte Waschbrett, bis sie sauber war. So ging das Stück für Stück. Danach wurde die Wäsche in klarem Wasser dreimal gespült, ausgewrungen und aufgehängt – möglichst im Hof. Ein Tag reichte gerade aus für diese Arbeit. Die getrocknete Wäsche einsammeln und das Bügeln blieben meistens der Hausfrau übrig.

Im Herbst war die Zeit, Obst und Gemüse einzumachen. Vor Ostern und Weihnachten wurde große Putzerei gemacht; dabei wurde der Holzdielenboden geschauert. Kleinigkeiten wie Strümpfe stopfen, Knöpfe annähen, Stricken von Kappen, Schals und Handschuhen, Einkaufen, Winteräpfel, Kartoffeln und Gemüse für den Winter einkellern, mussten ebenfalls getan werden. Freie Wochenenden oder gar Urlaub gab es nicht.

Unsere Mütter und Großmütter übten diesen „Beruf“ Jahr um Jahr ohne Klagen aus. In unserem Matrikelbuch (Jahrgang 1950) war bei über 50 Schülern keine einzige Mutter berufstätig!

Zum Glück ist ein solcher Arbeitsaufwand heute nicht mehr nötig, da Geräte und Maschinen viele Handgriffe übernehmen. Die Frauen müssten zufriedener sein, auch wenn Haus und Familie immer noch genügend Ansprüche an sie stellen.

Wiltrud Baier, Schäßburg

Beide Fotos: Hausfrauenarbeit früher - Sylvia Michels - Lizenzfrei





Vereinsnachrichten

Arbeit des HOG Vorstands durch Corona-Pandemie beeinträchtigt

Die für den 4. April 2020 geplante Arbeitssitzung des HOG Vorstands musste wegen des Kontaktverbots und der Corona-Verordnung in Baden-Württemberg abgesagt und auf unbestimmte Zeit vertagt werden. Der geschäftsführende Vorstand hat sich daraufhin verständigt, per Homeoffice den Verpflichtungen der HOG nachzukommen, so weit die außergewöhnliche Situation dieses erlaubt. Neben dem Tagesgeschäft standen vor allem die Finanzen des Vereins, die zeitgerechte Fertigstellung der Schäßburger Nachrichten (SN) in gewohnter Qualität, die mitlaufende Überarbeitung der Mitglieder- und Versandlisten und die Einleitung von Schritten, um beim Finanzamt Heilbronn die in diesem Jahr fällige Fortschreibung der Gemeinnützigkeit unseres Vereins durchzusetzen.

Die angespannte Kassenlage aufgrund gestiegener Kosten bei

sinkenden Mitgliederzahlen hat zur Ausschöpfung weiterer Einsparmöglichkeiten bei Druck und Versand geführt. So erreicht die Druckauflage dieser Ausgabe mit 1.000 Stück ihren bislang niedrigsten Wert. Die Verlagerung der bisher in der SN erschienenen Grabstellenliste auf die Homepage der HOG hat zur Einsparung mehrerer Seiten an Herstell- und Druckkosten geführt. Für den Versand der SN nach Siebenbürgen konnte ein kostengünstiger Weg gefunden werden und Dieter König hat es dankenswerter Weise übernommen, die Verteilung der Vereinszeitung in Schäßburg und Hermannstadt zu organisieren.

Der geschäftsführende Vorstand hofft, die Sitzung bald nachzuholen und die Vereinsarbeit in vollem Umfang wieder aufnehmen zu können.

Lars Fabritius, Mannheim



Mitglieder werben Mitglieder

HOG Schäßburg e.V. – Mitteilung in eigener Sache

Um Mitglied der HOG - Heimatortsgemeinschaft Schäßburg e. V. zu werden, genügt eine formlose Beitrittserklärung gegenüber einem Mitglied des Geschäftsführenden Vorstands, beispielsweise per E-Mail (Adressen siehe Homepage). Auf der Homepage www.hog-schaessburg.de steht dafür auch ein Formular zur Verfügung, das heruntergeladen, ausgefüllt und unterschrieben dem Vorstand zugeschickt werden kann.

Wir begrüßen in der HOG

Doris Gertrud KOVACS, Bonn
Dietlinde Heide BEAM, Lubbock, Texas/USA
Sabina SCRIPCA, Schäßburg
Dr. Jürgen HENKEL, Selb
Stefan-Egon GEORG, Haiger-Steinbach
Reaktivierte Mitglieder sind hier nicht aufgelistet

Grabstellenliste der evangelischen Friedhöfe in Schäßburg auf der HOG Homepage aufrufbar

Die Verwaltung der Gräber auf den evangelischen Friedhöfen liegt beim Evangelischen Pfarramt in Schäßburg in den Händen von Frau Dietlinde Cravciuc. Bisher wurde einmal jährlich eine aktuelle Gräberliste in der Sommerausgabe der Schäßburger Nachrichten (SN) abgedruckt. Es sind Kostengründe, die den Vorstand der HOG bewogen haben, ab sofort auf die Veröffentlichung der Gräberliste in den SN zu verzichten und auf die Homepage der HOG www.hog-schaessburg.de zu verlagern. Dort wird zukünftig die Gräberliste in dem gewohnten jährlichen Rhythmus erscheinen.

Seit Mai dieses Jahres ist die Gräberliste Stand 30. April 2020 auf der Homepage einzusehen.

Diejenigen, die über keinen Internetzugang verfügen oder Fragen im Zusammenhang mit der Gräberverwaltung oder Grabtaxen haben, können sich jederzeit an das Pfarramt, Frau Dietlinde Cravciuc, Tel. 0040 265 771195, E-Mail bergkirche@elsig.ro oder an den geschäftsführenden Vorstand der HOG (Dr. Erika Schneider, Harald Gitschner, Dr. Lars Fabritius) wenden.

Spendeneingänge vom 1. Oktober 2019 bis 31. März 2020

Hinweis: Alle Beträge in EURO angegeben und beinhalten ausschließlich Spenden. Die Mitgliedsbeiträge von 15 € sind darin nicht enthalten, Namen und Vornamen ggf. auch von Eheleuten wie auf dem Überweisungsschein der Bank als Kontoinhaber ausgedruckt. Grabgebühren sind hier nicht enthalten.

Bei Unstimmigkeiten bitte Harald Gitschner, Tel. 08458-2720 oder Erika Schneider, Tel. 07222-30268 anrufen.

Die Banküberweisungsaufträge werden maschinell gelesen. Das Schriftlesegerät der Bank entstellt undeutliche Eintragungen und erschwert damit die Zuordnung der Zahlungseingänge. Wir bitten deshalb den Namen, Vornamen und Wohnort in Blockschrift einzutragen, den eingedruckten Jahresbeitrag (15,- €) ggf. zu streichen und den Spendenzweck anzugeben. Aufrundungen und Überzahlungen der eingedruckten fixen Beträge (Beitrag 15,- und Grabtaxen 12,-/Jahr) werden als Spenden gebucht!

Bei Zahlungen für Dritte (z.B. Großeltern, Schwiegermutter, Ausländer) bitte um entsprechende Hinweise.

Für alle Einzahlungen in Deutschland, einschließlich der Grabtaxen können auch eigene Überweisungsscheine verwendet werden.

Konto der HOG Schäßburg e.V.: Nr. 56771002 bei der Volksbank Flein-Talheim, BLZ: 620 626 43. oder

IBAN: DE84 6206 2643 0056 7710 02 – BIC: GENODESIVFT

Abele Christina-Edith 30; Adone Ion, Waltraut 20; Albrich Rolf 50; Amlacher Werner, Bianca 30; Amlacher Roland 146; Ammersdorfer Klaus-Dieter 100; Dr. Ann Robert Albert 29; Arz Konrad 15; Baku Günter 25; Balint Ingrid 25; Balthes Roswita 65; Baltres August 12; Bartmus Annemarie, Kurt 20; Beam Dietlinde 35; Beer Doris 200; Beer Wilhelm, Doris 50; Bell-Roeder Wiki 315; Bernek Igor, Sara 30; Bettler Susanne 15,00; Bielz Wilfried, Sigrun 10; Binder Elisabeth 85; Binder Erika 15; Binder Gerhard, Ulrike 15; Binder Georg 70; Binder Hans-Georg 35; Binder Gerlinde 15; Binder Martin 20; Binder Raimund, Hiltrud 50; Dr. Binder Rolf 30; Dr. Binder-Iijima Edda 26; Biro Bela, Sunhild 26; Bloos Günter 10; Bloos Friedrich, Annemarie 25; Bloos Konrad 25; Bodendorfer Harald, Doris 30; Dr. Brandsch Roderich 35; Brandt Christine 23; Brandstätter Elke 39; Breihofer Horst, Veronika 35; Breihofer Brigitte 15; Breihofer Erich, Margarete 35; Breihofer Sabine 50; Brenner Gert 105; Broser Heide 15; Dr. Brosteanu Roxana 100; Brotschi Klaus, Ingrid 135; Buehler Sigrid 70; Bußmann Ingeborg 85; Cantoreanu Carmen 5; Costea Brigitte 3; Csernetzky Sybille-Christa 10; Czika Franz, Simina 15; Daubner Hans, Inge 50; Deppner Gudrun 32; Deppner Wolfgang 15; Deppner Dieter, Inge 20; Draxler Ute 100; Duresler Hans, Waltraut 70; Ebner Richard 70; Eder Regine 35; Ehrmann Ingeborg 35; Ehrmann Wolfgang 10; Eichner Rosina 25; Engberth Dieter 70; Engberth Waltraut 5; Dr. Essigmann Hannes 30; Dr. Essigmann Capesius 100; Essigmann Kurt 15; Fabian Elfriede Regine 25; Fabini Hellmut, Erda 35; Fabritius Karl 10; Dr. Fabritius Lars, Hannelore 235; Fabritius Odette 70; Fabritius Peter 25; Feeser Erwin 10; Filp Georg, Maria 35; Flechtenmacher Hans 35; Fleps Meta 10; Florescu Hiltrud 65; Fraenk Horst, Agnes 35; Franz Horst 35; Fritsch Josef, Johanna 20; Fröhlich Johann, Johanna 25; Fröhlich Dieter, Gerda 15; Fuss Christine 35; Gegey Peter Anton 85; Gerch Hans 35; Gerst Josef, Irmgard 35; Giesecke Ingrid 70; Gitschner Harald, Rosel 135; Glaser Maria 35; Goetz Peter 15; Gonser Heinz 35; Graef Hans 5; Dr. Graef Harald 175; Graef Klaus-Dieter 35; Grasser Karl, Inge 10; Gremmlerspacher Ilse 5; Gronerth Bruno, Carmen 70; Gross Klaus, Edith 35; Grossu Uwe 15; Gunesch Richard 35; Gutt Karl-Hans, Sigrid 15; Dr. Habicht Bernd 500; Habuleac Erna 20; Hackenbracht Hansjürgen u. Renate 50; Haidu Marianne 70; Hain Hans-Werner, Uta 35; Haleksy Horst 100; Hann Karl, Katharina 60; Hann Winfried, Edda 50; Hayn Edith 70; Heitz Ingo, Gerda 45; Heja Otto 15; Helch Heinrich, Renate 35; Helwig Michael, Erika 65; Helch Heinrich Renate 65; Helch Franz, Elisabeth 40; Hennig Erika 25; Hennig Klaus 25; Henning Julius, Minodora 100; Henning Werner, Christine 25; Herberth Alfred, Christa 35; Hermann Guenther, Berta-Anna 50; Hönig Christian 35; Homner Harald 30; Honigberger Horst, Maria 100; Horwath Christa 10; Horwath Uwe, Justina 50; Hügel Diethart 310; Dr. Hügel Uwe 145; Dr. Hügel Volker, Adriana 50; Imrich Kurt-Christian 45; Jakobi Gerda 50; Jakobi Hans-Gerhard, Pauline 25; Jakobi Helmut 25; Josef Erwin, Grete 15; Josef Martin, Viktoria 37; Jüstel Heinz 15; Kailan Raimar, Edda 61; Kaiser Otto, Margarete 15; Kamilli Brigitte 20; Kamilli Werner Ingeborg 70; Kasper Herbert 35; Kellermann Astrid 25; Kellner Magdalena 15; Kernetzky Karl-Josef, Erzsebet 45; Keul Martin 25; Keul Helmut, Erika 35; Keul Karin 35; Kinn Hans-Hermann, Ingeborg 15; Kinn Martin 100; Kirschlager Hans, Ingeborg 50; Kirschner Sigrid Erika 85; Klein Hans Günther 35; Klischat Jürgen, Annemarte 30; Kloor jun Wilhelm, Doris 50; Kloos Johann, Sigrid 35; Knall Edda 25; Knauer Edda 85; Konnerth Edith 82; Konnerth Felix, Adele 15; Kotsch Brigitte 88; Dr. Kotschick Günther 50; Kotschick Gunter Alfred 50; Dr. Kotschken Sabine 73; Kramer Katharina 70; Krauss Ottmar, Carmen 20; Krempels Helmut 15; Kroner Elisabeth 15; Krulitsch Dieter, Ingeborg 155; Dr. Phil. Kubesch Violeta 120; Kuhn Marcela 35; Kulin Eugen, Gerda 15; Kwieczinsky Kornel, Gerda 50; Lahni Heino Hugo 100; Lang Hedwig 80; Lang Dieter 100; Leonhardt Ernst 435; Leonhardt Otto Heinz 5; Leonhardt Isa 100; Dr. Leonhardt Karl-Fritz 120; Leonhardt Ernst 235; Letz Gert 25; Letz Herbert, Johanna 35; Letz Herbert 50; Lienert Horst-Uwe, Sofia 127,88; Lingner Friderun, Ingrid 50; Lingner Gerd 70; Lingner Rosemarie

35; Lingner Peter 15; Dr. Lingner Udo 85; Löw Martha 35; Ludwig Rosemarie Renate 35; Ludwig Sara 10; Lutsch Rosina 10; Machat Wolfgang 35; Mahlmann Karin 185; Markel Rolf 10; Dr. Markeli Bernard, Gudrun 35; Markus Eckard 80; Marner Andreas 50; Marner Monica 35; Martini Rolf-Robert 35; Martini Eckard, Brigitte 70; Maschalko Sigrid 10; Mathias Josefine Bianca 40; Matzak Edith 35; Matzak Hermann 35; Maurer Ilse 75; Maurer Karin 20; Maurer Stefan, Katharina 5; Maurer Karin 5; Mausolf Andreas 35; Meyndt Gerhard 15; Meburger Annemarie 136; Meltzer Angelika 50; Meltzer-Rethmeier Johanna 15; Menning Reinhard Georg 5; Dr. Menning-Heidner Heidrun 184; Meschendorf Klaus Peter 35; Moritz Manfred, Dagmar 60; Mosch Gerda 15; Moser Ingrid 25; Moyrer Dieter, Veronica 20; Mühsam Magdalena 25; Mühlbacher Karl 85; Müller Dieter u. Helga 70; Müller Erhard Klaus 70; Müller Ernst, Helga 25; Müller Harald, Kerstin 25; Müller Hedwig 25; Dr. Müller Walter 30; Najasek Edgar, Kunigunde 220; Nikolai Christa-Dorothea 30; Nussbaumer Johann 5; Oczko Adolf, Margarete 10; Dr. Opris Aurel 85; Orendt Johann, Ilse 35; Paal Gerhardt, Regina 35; Pantics Karl 10; Pantics Marcela 13; Streitferdt Dorit 311; Pederiva Mariana 5; Peter Ingeborg 5; Petri Roland, Elfriede 35; Petter Stephan, Carmen 70; Dr. Petrovits-Suenderhauf Else 40; Polder Hans, Heidemarie 50; Polder Johann 10; Polder Harald 20; Polder Josef 70; Pollack Jürgen, Marianne 35; Pomarius Christian, Meta 106; Pomarius Hans, Luise 70; Dr. Popp Stefan, Ingrid 45; Potlesak Johanna 50; Primus Günter, Annemarie 80; Radler Astrid 105; Reidel Manfred, Gabriela 15; Reschner Wilhelm, Erna 45; Reschner Helmut 60; Richter Friedrich, Brigitte 25; Rieck Gottlob, Irmtraut 170; Rill Martin 35; Rodamer Otto 70; Roemer Adolf Manfred 15; Rosenkranz Gerold, Sofia 30; Roth Eveline 25; Roth Harald 100; Roth Michael, Karin 40; Roth Wilhelm-Georg 50; Roth Werner, Hildegard 25; Roth Wilhelm, Rosemarie 50; Rottenberger Pauline 45; Salmen Susanne 70; Salmen Werner 105; Sander Werner Peter 60; Schaser Gerd Wolfgang 25; Scheel Oskar 15; Dr. Schmid Horst Franz 85; Scheipner Gretelotte 15; Scherg Wolfgang, Sigrid 50; Schiroky Horst 5; Schlesak Gerd, Christine 15; Schmidt Karl, Erika 25; Schmidt Werner Georg 20; Schnabel Walter 80; Schneider Helmut 35; Schneider Erika 100; Schneider Gustav 35; Schneider Rolf Reinhold 150; Schöpp Ingeborg 10; Schuffert-Danu Manfred 50; Schuller August, Hannemarie 35; Schuller Monika 85; Schuller Paul, Helga 35; Schullerus Konrad Ulrich 185; Schullerus Maria 35; Schumann Helwig, Hildegard 55; Schuster Wilhelm, Britta 10; Schuster Harald 85; Schuster Hans-Heinz 45; Schuster Werner, Christa 35; Schwarz Karin 50; Schwarz Werner, Edda 5; Schweizer Reiner, Inge 62; Sedlmayr Martin 35; Seiler Arthur 12; Seiler Wiltrud 50; Siegmund Hans Dieter 94; Sill Karl-Franz, Ingrid 20; Simuleac-Eisenburger Emil, Katharina 20; Singler Peter 35; Solomon Marianne 30; Kaestner-Stanka Gudrun 35; Stănescu-Roth Alice 35; Stefan Klaus-Peter, Gerhilde 50; Stephani Luise 25; Streitfeld Margot 25; Streitfeld Erwin, Ida 100; Strohwalde Dieter, Ursula 85; Stummer Dieter 35; Szilagy Franz Martin 70; Szotyori-Arz Gertrud 24; Taschler Hans-Jürgen 50; Tenghea Ioan, Katarina 35; Terplan-Trimborn Margarete 23; Teutsch Erna 35; Thalmann Eveline 100; Theil Johannes, Camelia 35; Theiss Hiltrud 35; Thellmann Georg, Edith 15; Thieskes Hans-Günter, Ingeborg 25; Thomen Rolf 60; Tuschinski Melita 1070; Ungar Doris 25; Ungar Kurt, Rita 10; Waelter Hermann 15; Wagner Erna 55; Wagner Harald 40; Wagner Dietrich Horst 120; Wagner Dieter, Sigrid 70; Wagner Gertrud 50; Wagner Günther, Ruth 150; Wagner Heinke 35; Weber Egon, Maria 25; Weber Maria 34; Wegner Wilhelm, Ingeborg 15; Wellmann Hans-Dieter 70; Wellmann Reinhard 15; Witthöft Maria 35; Wolff Christel 5; Wolff Walter, Hildegard 25; Wolff Horst, Edda 10; Wolff Ruthard, Elisabeth 5; Wolff Udo Christian 50; Wulkesch Renate 20; Zay Waltraut 25; Zebli Götz 100; Zebli Roland 45; Zelgy Christian-Peter 25; Zenn Wilhelm-Dieter 85; Dr. Zerwes Hans-Günter, Ute 25; Zikeli Friedrich 60; Zikeli Günter, Hannelore 35; Zikeli Margarete 35; Zillmann Horst, Heidemarie 73; Zimmermann Helga 35; Zultner Johann 35.

Ein herzliches Dankeschön

allen Mitgliedern, die mit ihren Beiträgen und/ oder Spenden die Arbeit der HOG unterstützt haben. Ohne Ihre Hilfe wären die vielfältigen Aufgaben der HOG (z. B. Humanitäre Hilfe in Schäßburg, Herausgabe der Schäßburger Nachrichten u. a.) nicht leistbar.

Alle diejenigen, die noch nicht daran gedacht haben, ihren Mitgliedsbeitrag für das Jahr 2019 zu begleichen, bitten wir, diesen auf das Bankkonto der HOG Schäßburg bei der Volksbank Flein-Thalheim e. G. IBAN DE 84 6206 26430056 BIC GENODESIVFT zu überweisen

Der Vorstand

Es verstarben

Nachtrag SN 52

Horst Mergler *18.12.1937 Mediasch, gelebt in Schäßburg † 12.10.2019 Dillingen

Von November 2019 bis 15. Mai 2020

Egon Eisenburger *9.1.1928 Groß Alisch † 3.11.2019 Aulendorf,

Pfarrer in Schäßburg von 1967-1976, Urne wird in Schäßburg beigesetzt

Gertrud Martini geb. Wonnerth *28.2.1936 Schäßburg † 26.12.2019 Regensburg

Udo-Walter Strassburger geb. Enyedi *21.2.1967 in Schäßburg † 1.1.2020 in Düsseldorf

Günter Herbert Jacobi, *9.11.1933 in Schäßburg † 14.1.2020 in Dortmund

Elisabeth Wulkesch geb. Bloos *08.1.1929 Peschendorf † 27.2.2020 gelebt in Schäßburg

Gudrun Zerwes geb. Lukas * 19.2.1935 in Schäßburg † 14.3.2020 in Bamberg

Georg Michael Filp *19.9.1944 in Schäßburg † 23.3.2020 Mönchengladbach

Gerhard Eike Hügel *14.9.1945 in Agnetheln † 25.3.2020 Konstanz a. Bodensee

Raimar Paul Zelgy *16.3.1937 Schäßburg † 26.3.2020 Ruppichteroth

Wilhelm Lienert *19.7.1925 in Bukarest † 2.4.2020 in Stuttgart

Walter Lutsch *2.8.1938 Ploiești † 21.4.2020 Tg. Mureș, gelebt in Schbg. und Ludwigsburg

In Schäßburg verstorben:

Hedwig Erika Schumann, geb. Zerbes *22.1.1940 in Schbg, † 16.1.2020 in Ungheni/ Mures

Emma Machat geb. Henning *24.9.1939 Agnetheln, † 4.2.2020 in Schäßburg

Gertrud Marianne Gruenwald geb. Fernengel *8.8.1928 Schbg, † 9.2.2020 Hermannstadt, beerdigt in Schäßburg

Friederike Margarethe Balázs, geb. Zultner, *23.9.1929 in Schbg, † 17.2.2020 in Lasseln

Sigrid Ulrike Marksteiner, *17.5.1942 in Schbg, † 17.3.2020 in Schbg.

Frieda Rákósy, geb. Puscher, *25.11.1930 in Boiu, † 20.3.2020 im Pflegeheim in Lasseln

Johann Scheel, *16.9.1951 in Schbg, † 1.4.2020 in Schbg.

Maria (Mariane) Polder geb. Chiru *22.3.1956 in Jakobsdorf, † 15.5.2020 beerdigt am 17.5.2020

Radu Cravciuc *29.5.1959 in Schäßburg, † 17.5.2020, Beerdigung 19.5.2020



Bergfriedhof; Foto: Ralph Klein

Büchertisch



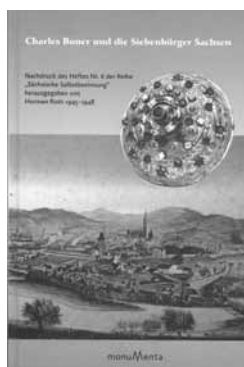
Wilhelm Andreas Baumgärtner
Im Schatten des Kaisers
 Schillerverlag Hermannstadt/Bonn
 ISBN 97 839 46954583
 Lei 65/ 14,80 €



Text: Rolf Binder,
 Fotografie und Layout: Angelika Meltzer
Der Flügelaltar in Malmkrog
 Zu kaufen in der Kirche in Malmkrog
 oder bei Angelika Meltzer (s. Liederbuch)
 5 € plus 2 € Versand
 Die Gemeinde Malmkrog gehört zum
 Kirchenbezirk Schäßburg und liegt
 etwa 25 km von dort entfernt.
 In der frühgotischen Kirche mit gut
 erhaltenen Fresken aus dem 13. Jh. im
 Kirchenschiff und aus dem 15. Jh. im
 Altarraum, steht ein gotischer Flügelaltar
 aus dem 15. Jh.



Anselm Roth, Ovidiu Sopa
Über Siebenbürgen - Band 7
 Kirchenburgen im Haferland
 und im Repser Ländchen
 Schillerverlag Hermannstadt/Bonn
 ISBN 978 3 946954 48 4
 Lei 99/ 24,00 €



Hermann Fabini
**Charles Boner und die
 Siebenbürger Sachsen**
 monuMenta Verlag Hermannstadt
 ISBN 978 973 7969 200
 Versand über
 e-mail: hfabini@abfabini



Anselm Roth, Ovidiu Sopa
Über Siebenbürgen - Band 8
 Kirchenburgen im mittleren
 Kokelland und Birthalm
 Schillerverlag Hermannstadt/Bonn
 ISBN 978 3 946954 590
 Lei 99/ 24,00 €



Mariana Gorczyca
**Diesseits
 und jenseits
 des Tunnels
 1945**
 Originaltitel Dincoace și
 dincolo de tunel 1945.
 Deutsche Fassung Beatrice Ungar.
 Honterus-Verlag, Hermannstadt, 2020
 ISBN 978-606-008-044-2



Richard Lang
Ein seidenes Nachthemd
**Ihre Welt war auf Wandel
 nicht angelegt**
 Tredition GmbH Hamburg
 Paper back: 978-3-7497-8363-2, 7,99 €
 Hardcover: 978-3-7497-8364-9, 14,99 €
 e-Book: 978-3-7497-8365-6, 2,99 €

In Form einer Kurzgeschichte erzählt hier ein auktorialer Erzähler die Lebensgeschichte einer faszinierenden Protagonistin, Therese, die von unvergleichlichem Wissensdurst, Entschlossenheit und Willenskraft getrieben wird, ein von ihr bestimmtes, emanzipiertes Leben zu führen. Sprachbegabt und musikalisch führt sie ihr Weg an der Schwelle des 20. Jahrhunderts von Siebenbürgen aus quer über den halben Kontinent, durch zwei Weltkriege zu einigen Höhen, immer wieder aber auch zu Momenten des Scheiterns im interkulturellen wie auch im zwischenmenschlichen Kontext. Auf dem Hintergrund ihrer Begabungen (Fremdsprachen, Klavierspiel, Kinderpädagogik) erkennt sie nach und nach, dass die Anspruchslosigkeit eine Tugend ist, und dass die menschliche Würde weder an Gütern und Geld noch an Macht und Glanz haftet. Das Gedicht „If“ von Rudyard Kipling wird dabei zu ihrer Lebensphilosophie und die Projektion desselben auf ihr eigenes Leben erlaubt schlüssige Parallelen. Interkulturelle Begegnungen befruchten, verletzen und formen sie.



Blick vom Türmchen der Bergschule auf die Buner Berge; Foto: Ralph Klein



Blick vom Schänzchen auf die untere Marktzeile; Foto: Erika Schneider



Blick vom Stundturm über die Dächer der Burg; Fotos: Erika Schneider

